Oettinger

<36635763820011

Schobri,

Ungarns größter Bandit.

Von

Eduard Maria Oettinger.

Zweite durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Verlag von Otto August Schulz.
1863.

Erstes Kapitel.

Pesth. Alte und neue Touristen. Gasthöfe. Beitrag zur Geschichte derselben. Commis Jonas im Wallfisch. Die erste Herberge in Jerusalem. Hospitia und Tessera. Guter Rath. Schilder trügen.

Pesth ist eine schöne, herrliche Stadt. Ich bin zwar niemals dort gewesen, kenne sie aber dessenungeachtet so genau, als ob ich sie gemacht hätte. Nur die Touristen früherer Zeiten konnten ihre Einfältigkeit so weit treiben, Alles, was sie einmal beschreiben wollten, zuvor mit eigenen Augen zu betrachten; die Touristen unserer Tage sind in diesem Punkte weit vernünftiger: sie schildern Länder und Steppen, die sie niemals gesehen, Menschen und Verhältnisse, die sie niemals gekannt, vornehme Zirkel und Gesellschaften, zu denen sie niemals Zutritt gehabt haben, mit so breitschweifiger Ausführlichkeit, daß man oftmals gezwungen wird, sich zu fragen, was man in solchen Fällen mehr zu bewundern habe: die Klugheit des Autors, der Alles mit fremden Augen gesehen, oder die Dummheit des Lesers, der nicht selten die unverschämteste Lüge für die lauterste Wahrheit und, bei mancher Beurtheilung socialer Zustände, die lächerlichste Albernheit für geist-

reiche Weltanschauung hinnimmt. Ich aber, der ich vor Allem Aufrichtigkeit liebe und meinen Leser um keinen Preis der Welt hinter's Licht führen will, erkläre vorhinein, daß alle Ereignisse, die ich ihm in diesem Buche erzählen werde, erfunden und erlogen sind, und daß er mich in große Unannehmlichkeiten verwickeln könnte, wenn er mir zum Trotz und Aerger behaupten wollte, daß Manches darin nicht erfunden, nicht erlogen sei. — — —

Pesth ist, wie gesagt, eine schöne Stadt. Das, was sie namentlich für jeden Fremden angenehmer als manche größere Residenz macht, ist das Vorhandensein einer Menge großartiger Gasthöfe, imposanter Hôtels, prachtvoller Paläste, gegen die alle derartigen Etablissements in ganz Deutschland, Frankreich und England unbequeme Cajüten, abschreckende Bauerhütten, ärmliche Vogelhecken sind.

Jeder, der sich einmal im Leben auf der Reise befunden hat, wird geneigt sein, mir einzuräumen, daß in einer fremden Stadt nichts über einen guten Gasthof geht.

Es gab einst Zeiten, in denen die Reisenden, welche in der fremden Stadt weder Freunde noch Bekannte hatten, auf offener Straße unter freiem Himmel wohnen mußten. Jakob und Jonas, die ersten Touristen, die das Bedürfniß eines Gasthofs fühlten, sahen sich genöthigt, auf freiem Felde eine Hütte zu bauen, um Schutz und Obdach zu finden. — Einer der scharfsinnigsten Alterthumsforscher Berlins versuchte einst den Beweis zu führen, daß eben dieser Jonas, der, nach Bibelberichten, von einem Wallfisch verschlungen und, nachdem er drei Tage und drei Nächte in den Eingeweiden dieses Ungeheuers gehaust hatte, von demselben ausgespien worden war, weiter nichts als eine Mythe gewesen sei, die er also erklärte: dieser Jonas sei nicht Prophet, sondern ein Commis gewesen, der für eine babylonische Weinhandlung umhergereis't und einst in einen Gasthof eingekehrt sei, der zum „Wallfisch" geheißen habe. Nachdem er drei Tage und drei Nächte in diesem Gasthofe gewohnt und der hübschen Frau des Wallfisch-Wirthes

auf etwas zudringliche Art den Hof gemacht habe, sei er von dem eifersüchtigen Ehemanne hinausgeworfen worden, weshalb Herr Jonas später eine Klage anhängig gemacht, den Prozeß aber in allen drei Instanzen verloren haben soll. Mein Leser mag das glauben oder nicht; es kommt fast auf Eins heraus. —

Kehren wir aus den Kreisen der Mythe ins Gebiet der Wirklichkeit zurück, so finden wir, daß Johannes Hyrkanos, der bekannte Oberpriester der Juden, der Erste gewesen war, der auf den vernünftigen Einfall gerieth, in seiner Residenz Jerusalem eine Herberge für Reisende anzulegen, leider aber nur für fromme, woher es denn auch geschehen sein soll, daß seine Herberge nie sehr besucht gewesen war.

Erst zur Zeit des letzten Königs von Rom, des zum Teufel gejagten Tarquinius Superbus, kamen in Rom die ersten Gasthöfe auf. Diese sogenannten Gasthöfe waren aber nichts Anderes als dunkele Höhlen und unheimliche Spelunken, wie man sie noch heutzutage in mancher deutschen Stadt, z. B. München, antrifft, so unsauber und unwohnlich, daß vornehme Reisende vorzogen, lieber in Zelten zu campiren, die sie — natürlich auf eigene Kosten — sich mußten aufschlagen lassen. —

In spätern Zeiten, als das Reisen den Nationen ein unabweisbares Bedürfniß geworden war, errichteten vornehme Familien, ja sogar ganze Städte und Republiken, Hospitia oder Zufluchtsörter der Gastfreundschaft, in welchen jeder Fremde gegen Vorzeigung einer elfenbeinernen Marke, Tessera genannt, — o schöne Zeit der Gastfreundschaft! — unentgeltlich Schutz und Obdach, Pflege und Wartung fand. — Im Mittelalter pflegten die Reisenden im Hospitium oder Fremdenzimmer der Klöster zu wohnen. Die Geistlichen, die über diese Zimmer und Fremden, die sie mit Speise und Trank versehen mußten, die Aufsicht hatten, wurden Hospitalarii genannt. Die Herren Gastwirthe sind also geistlichen Ursprungs und unterscheiden sich von ihren Vorfahren nur dadurch, daß sie uns ihre Gastfreundschaft — eine patriarchalische Tugend, die heutzutage nur noch in mythologischen Wörterbüchern zu finden ist —

nicht unentgeldlich, sondern gegen eine gewisse Taxe angedeihen lassen, die — beiläufig bemerkt — hier und da freilich etwas hoch ausfällt; doch erkauft sich der Fremde dadurch das Recht, daß er Herr im Hause ist und nur einmal — manchmal auch öfter — zu klingeln braucht, um von einem halben Dutzend schnellfüßiger, serviettentragender Geister — im Gasthof-Leben „Zimmerkellner" genannt, — aufmerksam (?) bedient zu werden.

Bei dieser Gelegenheit will ich jedem Reisenden den guten Rath ertheilen, sich niemals durch das Aushängeschild verleiten zu lassen, in einen Gasthof einzukehren, der nicht einen anerkannt guten Ruf hat. Nichts trügt so sehr als der Schein und das Schild eines Gasthofs. Wer so viel in der Welt umhergereist ist, als Dein ganz gehorsamer Diener, der weiß davon manch lustiges Liedchen zu singen, aber auch manch warnendes Geschichtchen zu erzählen.

So wohnte ich einst in einem Gasthofe zum „Fuchs", dessen Wirth ein complettes Schaaf, und bald darauf in einem „Schaaf", dessen Eigenthümer ein schlauer Fuchs gewesen ist. Ich stieg einst in einem „Hirschen" ab, in welchem nur der Wirth Hörner getragen, und bald darauf in einem andern „Hirschen", wo man die Hörner den Gästen aufgesetzt hat. Ich logirte in „Lämmern" in denen es wie unter „Wölfen" zuging und wieder in „Wölfen", wo es so friedlich wie bei Lämmern herging, so daß man nicht mitzuheulen brauchte. Ich kehrte einst in einen „Bären" ein, in welchem der Wirth den ganzen Tag gebrummt hatte, und in einen andern „Bären", dessen Wirth wieder so beispiellos gutmüthig gewesen war, daß jeder seiner Gäste bei ihm einen „Bären" anbinden konnte. Im „goldenen Löwen" fand ich zinnerne Geschirre, dagegen im „wilden Mann" eine äußerst zahme, ungemein kirre Wirthin. In manchem „Karpfen" wurde ich heillos be- und geschuppt, in andern „Karpfen" kam ich mit heiler Haut davon; das waren in der Regel „blaue Karpfen" die, nach Hamburger Art gekocht, die Schuppen behalten. In manchem „Hecht" habe ich, wenn auch nicht das Leiden Christi, doch

Leiden anderer Art gefunden und erfahren; manch anderer „Hecht" ist mir dagegen sehr sauber vorgekommen. In der „goldenen Gans" hat der Wirth viele seiner weiblichen Gäste für sein Hausschild anzusehen und ihnen die goldenen Federn gerupft, und in einer „Ente" haben die häßlichen Wirthstöchter wie Gänse geschnattert. Im „weißen Adler" habe ich es oft schwarz, dagegen im „schwarzen Adler" sehr weiß und rein gefunden. Im „Mohren" hat mir der Wirth mit seiner Kreide viel weiß gemacht, und im „Engel" habe ich einen Kellner gefunden, welcher „Teufel" hieß. In der „Königin von England" haben mich Flöhe und beim „Kaiser von Rußland" Wanzen gequält. Im „Füllhorn" herrschte Mangel und in der „Krone" Elend; im „Kreuz" lebte ich in Lust und Freude, in der „Zwiebel" gingen mir wirklich die Augen über. In der „Sonne" habe ich oft im Schatten gesessen und im „grünen Baum" konnte ich es vor Sonne nicht aushalten; in einer „Rose" wurde ich von ganz andern Gerüchen belästigt und in einer andern „Rose" lag ich auf Dornen und Strohsäcken, statt auf Matrazen. In vielen „Höfen" fand ich keinen Hof und in manchem „Hof" sollte der Gast dem Wirth den Hof machen. So habe ich auf meinen vielen Reisen, wie überall, auch in den Gasthöfen Lüge in vollem Maaße und das Sprüchwort bestätigt gefunden: nichts trügt so sehr als der Schein und das — Schild eines Gasthofs.

Ich komme wieder auf Pesth zurück. Diese schöne, herrliche Stadt hat jetzt der guten Gasthöfe mehr als ein Dutzend; ich nenne hier nur den „König von Ungarn" und den „Tiger", die „Königin von England" und das „Jägerhorn", den „Palatin" und die „sieben Churfürsten" — Gasthöfe, von denen der Eine eben so gut und empfehlenswerth als der Andere ist.

Zweites Kapitel.

Eine vierspännige Extrapost und ein armseliger Einspänner. Ein Baron und ein Doctor. Der neugierige Oberkellner. Acht Vocale und ein Consonant. Einer lacht über den Andern.

Vor einem dieser großartigen Hôtels — wenn ich sage, daß ich darunter den „König von Ungarn" verstehe, so darf sich mein Leser darauf verlassen, daß ich jeden andern Gasthof, nur nicht den eben genannten meine — vor einem dieser imposanten Hôtels hielt an einem schönen Sommerabende des Jahres 1838 ein mit altadeligem Wappen geschmückter und von vier Extrapostpferden gezogener, eben so eleganter als comfortabler Reisewagen mit Spiegelfenstern, dessen Erscheinen die große Glocke des Gasthofs in Bewegung setzte, die so furchtbar zu läuten anfing, daß das ganze Haus, der Wirth umgeben von einem Schwarme dienstbeflissener Kellner, herbeieilte, um den Wagenschlag zu öffnen und den Reisenden beim Aussteigen behilflich zu sein.

Es war ein Herr und eine Dame.

Die Kleidung und das Benehmen derselben verriethen dem Wirth, der sich viel mit Gall's Schädellehre und Lavater's Physiognomik beschäftigt und dadurch einen hohen Grad von Menschenkenntniß erlangt hatte, daß diese Gäste, die bei ihm abstiegen, den höhern Ständen angehörend, reich und vornehm sein mußten. Und darum half er Beiden höchst zuvorkommend aus dem Wagen und beschloß, ihnen Nummer 3 und 4, zwei der schönsten Zimmer im ersten Stockwerk einzuräumen.

Aus dem Umstande, daß der Herr dem Postillon ein Trinkgeld von fünf Gulden schenkte, zog der Besitzer des Hôtels den ziemlich logischen Schluß, daß sie Reisende wären, die ihm eine goldene Ernte versprachen. Der Wirth und zwei Oberkellner liefen, in jeder Hand eine brennende Wachskerze

voran, dann folgten der Herr und die Dame und dann zwei Unterkellner.

— Lassen Sie die beiden Koffer und die Vache abnehmen und Alles sofort hinauftragen, sagte der Fremde zum Gasthofsbesitzer.

— Soll augenblicklich besorgt werden, erwiederte der Wirth und eilte hinab, um die nöthigen Befehle zu ertheilen.

Eine Stunde später, als es bereits dunkel geworden war, hielt vor demselben Hôtel ein einfacher Einspänner, in welche mein Reisender saß, der selbst kutschirt hatte. Die Glocke, die vorhin, als die vierspännige Extrapost angekommen war, einen Heidenlärm gemacht hatte, bimmelte jetzt so kleinlaut, daß nur der Oberkellner, begleitet von einem seiner Untergeordneten erschien, um den Reisenden in Empfang zu nehmen.

— Haben Sie noch ein Zimmer für mich? fragte der Fremde.

— O ja.

— Weisen Sie's mir, sagte der Fremde.

Da aber die ganze Bagage des Reisenden nur aus einem kleinen Mantelsack und aus einer um die Hüften geschnallten Geldkatze bestand, so wurde er vom Kellner drei Treppen hoch hinaufgeführt.

— Teufel, das ist viel zu hoch! Haben Sie kein Zimmer im zweiten Stock?

— O ja, sagte der Kellner, der immer sehr einsilbig war, wenn er dem Reisenden abzusehen glaubte, daß er ein armer Teufel sei.

Er wies ihm ein Zimmer im zweiten Stockwerk an.

— Das Zimmer gefällt mir nicht ... die Fenster gehen zum Hofe hinaus ... das liebe ich nicht ... Mann Gottes, ich muß ein anderes haben.

Der Kellner schloß ihm ein anderes auf.

— Auch das gefällt mir nicht ... es ist viel zu klein und niedrig ... haben Sie keine höhere, freundlichere, elegantere Zimmer?

— O ja, in der Bel=Etage sind noch zwei Piecen frei ... die sind aber dreimal theurer als diese hier.

— Ob theurer oder nicht, darnach habe ich nicht gefragt.

Der Oberkellner zeigte ihm ein Zimmer im ersten Stockwerk.

— Auch das behagt mir nicht ... die Fenster gehen auf die Nebengasse und nicht auf die Hauptstraße hinaus ... haben Sie kein anderes Zimmer mehr?

— Nur das Eine noch, sagte der Kellner, das vierte Zimmer aufschließend.

— Aber, Mann Gottes, warum haben Sie mir das nicht gleich gezeigt? Das ist schön ... das gefällt mir! Wer wohnt hier nebenan?

— Lord Mock=Turtle.

— Und auf dieser Seite?

— Eine vornehme Herrschaft, die vor einer Stunde mit vier Pferden Extrapost angekommen ist.

— Waren Kinder dabei?

— Nur ein Herr und eine Dame.

— Das ist mir lieb. Kinder pflegen immer Lärm zu machen, und das liebe ich nicht, denn ich pflege nicht viel auszugehen, habe viel zu arbeiten und mag nicht gern gestört werden.

— Befehlen Sie sonst noch was? fragte der Kellner.

— Ich habe bis jetzt noch gar nichts befohlen. Bringen Sie mein Pferd in den Stall und geben Sie ihm zwei Metzen Hafer. Mir aber bringen Sie noch ein paar Kerzen, denn bei Zweien sehe ich nicht gut; bringen Sie mir auch die heutigen Zeitungen.

— Und dann?

— Den Wohnungsanzeiger.

— Und dann?

— Einen Zahnstocher, denn den Meinigen habe ich auf der letzten Station, wo ich mein Abendbrod eingenommen, wahrscheinlich liegen lassen.

Der Kellner entfernte sich etwas mißmuthig. Beim Hinuntergehen dachte er darüber nach, ob dieser Fremde ein reicher Mann oder ein armer Teufel sei. Er hatte Gründe, das Eine eben so gut als das Andere glauben zu dürfen. Der kleine, armselige Einspänner, das magere, abgezehrte Roß und der höchst bemerkenswerthe, wichtige Umstand, daß er statt des Abendbrodes nur Dinge, die dem Gasthofe nichts einbringen, bestellt hatte, waren Beweise genug, daß der Unbekannte wenigstens keinen Ueberfluß an Geld besitze; aber ein gewisser Grad von Patzigkeit, mit welcher er sich von allen ihm gezeigten Zimmern das Schönste, Beste und Theuerste ausgewählt, die zwei Metzen Hafer, die er für seinen Gaul und die vier Lichter, die er für sich bestellt hatte, die vollgespickte Geldkatze, die er nachlässig auf die Erde warf und deren gewichtiger Fall Goldklang verrieth, dies Alles zusammen sprach wieder für die Vermuthung, daß er trotz seiner einfachen Reisekleidung, trotz des kleinen Mantelsacks, doch nicht so arm sein müsse, als er sich Anfangs ausgenommen habe.

— Er ist vermuthlich ein Gelehrter, murmelte der Oberkellner, der, wie sein Principal, ein großer Menschenkenner war, leise vor sich hin und schleppte bald darauf, um sich Gewißheit zu verschaffen, ob er die Physiognomie des Fremden richtig beurtheilt habe, nebst den zwei Wachskerzen und den drei Zeitungen, nebst dem Zahnstocher und dem Wohnungsanzeiger auch das dickleibige Fremdenbuch — in dem, entre nous soit dit, manch fingirter und vom Wirth eingezeichneter Name stand — zum Fremden auf No. 5 hinauf, um dessen Namen und bei dieser Gelegenheit auch zugleich den seines Nachbars zu erfahren.

Doch da es in demselben Augenblick auf Nummer 4 stark geklingelt hatte, stellte der Kellner die für Nummer 5 bestimmten Sachen im Corridor auf einen der kleinen Tische hin und verfügte sich, mit der Feder hinterm Ohr und dem Fremdenbuche unterm Arm, zuerst ins Zimmer Nummer 4.

— Was befehlen Ew. Gnaden? fragte er so kriechend wie ein Ohrwürmchen.

— Die Speisekarte!

— Soll Ihnen gleich zu Diensten stehen. Dürfte ich Ew. Gnaden ersuchen, hier Ihren allerwerthesten Namen einzuschreiben, sagte der Premier, dem Fremden mit trockener Miene die nasse Feder darreichend.

Der Reisende kritzelte flüchtig und, wie jeder vornehme Mann, sehr undeutlich seinen Namen hin.

— Danke gehorsamst, grinste der neugierige Kellner.

— Wer wohnt denn hier nebenan? fragte der Fremde auf Nummer 5 zeigend.

— Ein Herr, dessen Namen ich noch nicht weiß, weil er eben erst angekommen ist.

— Ich hörte vorhin seine Stimme ... sie kam mir sehr bekannt vor ... ich möchte wissen, ob ich mich nicht geirrt habe.

— Ich will ihm das Fremdenbuch hineintragen und auch ihn ersuchen, seinen Namen einzuschreiben, sagte der Kellner und begab sich nach Nummer 5.

Da er hier die Thür verschlossen fand, so klopfte er.

— Wer da? fragte der Fremde erst nach einem Weilchen.

— Ich bin's.

— Ich? Wer ist der Ich?

— Ich, der Oberkellner, antwortete er mit einem Tone, der ungefähr so klang, als hätte der König von Spanien Jo el rey gesagt.

Der Fremde schob gleich darauf den Riegel weg und öffnete.

— Was wollen Sie? fragte er barsch, sich den Rock zuknöpfend.

— Ich bringe Ihnen Alles, was Sie bestellt haben, und außerdem noch das Fremdenbuch zum Einschreiben Ihres werthen Namens.

— Her damit! sagte der Fremde, nahm die ihm darge-

reichte Feder und zeichnete sehr langsam und ungemein zierlich seinen Namen ein.

— Haben Sie sonst nichts zu befehlen? fragte der Kellner, auf ein Abendbrod stichelnd.

— Wenn ich etwas zu befehlen habe, dann pflege ich mich immer selbst daran zu erinnern.

— Wünsche wohl zu schlafen, sagte der Kellner.

— Dobre noz, erwiederte der Fremde.

Draußen auf dem Corridor las der Oberkellner beim Scheine der nächsten Gaslampe die Namen der beiden Fremden:

Freiherr Pfaff von Pfaffenheim, Rittergutsbesitzer nebst Gemahlin, aus Dresden.

Dr. Nepomuck Pffffzki aus Lemberg.

— Doctor! Also ein Stück Gelehrter! Das hab' ich mir gleich gedacht. Aber die verdammten polnischen Namen! Acht Mit- und ein einziger Selbstlauter! ... Das spreche der Teufel und seine Größmutter aus!

In jeder andern Stadt würde der Kellner den Reisenden auch die Pässe abgefordert haben; in Pesth aber, wo eine liebenswürdige, höchst tolerante und gar nicht neugierige Polizei das Fremdenscepter führt, ist diese höchst lästige Sitte niemals Mode gewesen.

Fünf Minuten später brachte der Kellner dem Freiherrn von Pfaffenheim die Speisekarte. Der Baron schien ein Gourmet zu sein, denn er wählte für sich und seine Gemahlin sechs der besten und theuersten Gerichte und zwei Flaschen des allerfeinsten Ungarweins aus.

— Schön, Herr Baron, lispelte der Ohrwurm.

— Apropos, wissen Sie jetzt den Namen meines Nachbars?

— Ach, sein Name ist so komisch wie er selbst ... ich habe ihn auf diesen Zettel geschrieben, weil ich ihn sonst nicht behalten hätte ... Pff ... Pffff ... Pffffz ... Pffffzki ... So ein Name ist mir noch gar nicht vorgekommen!

Der Baron und die Baronesse fingen über des Kellners

Versuche, diesen verteufelt schwierigen Namen richtig auszusprechen, so heftig zu lachen an, daß der Dummkopf selbst mitlachen mußte.

— Der Herr Baron kennen vielleicht den Dr. Pff...?

— Nein, ich kenne ihn nicht, sagte der Baron, sich vor Lachen die Hüften haltend. Pff ... Pffff ... Sie haben recht, so ein Name ist auch mir noch nicht vorgekommen!

— Ich habe Hunger. Besorgen Sie rasch das Abendbrod, denn ich bin müde und will heute früh zu Bette gehen, sagte die Baronesse.

— Gleich soll Alles besorgt sein, sagte der Kellner, der mit der Schnelligkeit eines Irrlichts verschwand.

Drittes Kapitel.

Ein englisches und ein homöopathisches Frühstück. Die fashionable 4 und die cynische 5, oder Tag und Nacht. Die Quadratur des Zirkels und das Conversationslexikon. Eßlust und Hungerkur.

Am andern Morgen — es hatte eben Zehn geschlagen — schellte es auf Nummer 4.

Der gleich darauf eintretende Zimmerkellner, der sich, en passant bemerkt, für einen Adonis hielt, in den jede Frau sich verlieben müsse, fragte nach den Befehlen des Barons.

— Bringen Sie uns das Frühstück.

— Thee, Kaffee oder Chocolade?

— Thé à l'anglaise mit weichen Eiern und rohem Schinken.

— Sogleich, erwiederte der auf geflügelten Sohlen davonsäuselnde Zimmerkellner.

Zehn Minuten später klingelte es auf Nummer 5.

— Befehlen? fragte der dienstbare Geist.

— Eine halbe Portion Kaffee, aber ohne Zucker und Obers (Sahne), denn Beides darf ich nicht genießen, weil es mir den Magen verschleimt.

— Schön! sagte der Kellner und schwebte leichtfüßig zur Thür hinaus.

Draußen auf dem Vorsaale mußte er über den Contrast dieser beiden Zimmer — denn in den Augen aller Wirthe und Kellner wird jeder Gast nur als Zimmer betrachtet — herzlich auflachen. Und in der That mag es wohl nur selten zwei Menschen gegeben haben, die so sehr verschieden von einander waren, wie Baron Pfaff von Pfaffenheim vom Doctor Pffffzki.

Jener hatte ein durchaus aristokratisches, dieser ein durchweg spießbürgerliches Benehmen.

Der Eine war ein galanter, gewandter, fein-zierlicher Cavalier, der Andere ein rauher, zottiger, ungeleckter Bär.

Der Baron sah in seinem Negligé wie das neueste Modekupfer, der Doctor hingegen wie der alte Knecht Ruprecht, nicht etwa wie der Wiener Censor, wohl aber wie jener fabelhafte Wauwau aus, mit dem in Oesterreich die Eltern ihre ungezogenen Kinder einzuschüchtern pflegen.

Pfaffenheim trug türkische Pumphosen von scharlachrothem Tibet, einen Schlafrock vom allerfeinsten Cashemir, ein blausammetnes mit Silber gesticktes Käppchen und feine Morgenstiefelchen von gelbem Saffian. Pffffzki hingegen stak in einem weitläufigen, nur bis zum Knie herabhängenden Kalmuck-Mantel und in hohen Pelzstiefeln. Der Fashionable hatte glänzendschwarzes, seidenweiches, sorgfältig gelocktes Haar, der Cyniker hingegen eine fuchsrothe, äußerst borstige und struppige Perücke. Der Eine rauchte eine Wohlgeruch ausathmende Havannah, der Andere einen mit dem polizeiwidrigsten Kneller gefüllten Thonstummel.

Als der Kellner auf Nummer 4 den Thé à l'anglaise servirte, fragte der Baron:

— Haben Sie eine Equipage im Hause?

— Wir haben den schönsten Wagen in ganz Pesth und zwei Pferde, die unserm Principal 2000 Gulden gekostet haben.

— Eh bien, in einer Stunde soll der Wagen angespannt sein, denn ich habe Besuche bei den Grafen S..., F... und Z... abzustatten.

— Werden der Herr Baron heute Mittag an der Table d'hôte oder auf Ihrem Zimmer speisen?

— Auf dem Zimmer.

— Schön, sagte der verschwindende Kellner.

Als gleich darauf Doctor Pffffitzki seine halbe Portion Kaffee ohne Zucker und ohne Sahne erhielt, fragte er den Kellner:

— Haben Sie das Brockhaus'sche Conversationslexikon?

— Nein, Herr Doctor!

— Das ist fatal! Ich beschäftige mich seit Kurzem ausschließlich mit der Quadratur des Zirkels und brauche das Lexikon sehr nothwendig.

— Werden der Herr Doctor heute Mittag an der Table d'hôte speisen? fragte der Kellner ausweichend.

— Nein.

— Also auf Ihrem Zimmer?

— Auch da nicht! Ich brauche Gesundheits halber die Hungerkur und werde weder oben noch unten essen.

Der Kellner konnte sich eines etwas zweideutigen Lächelns nicht enthalten.

— Mensch, warum lachen Sie? Glauben Sie etwa, ich hungere blos deshalb, weil ich kein Geld habe? Geld genug, sagte er, seine Geldkatze erfassend und den ganzen Inhalt, mehr als 1000 Stück kremnitzer Dukaten auf die Erde schüttend, Geld genug wie Sie sehen, aber keinen Appetit! Gegen Abend werden Sie mir etwas Wassersuppe und Pflaumen-Compot bringen; das ist das Einzige, was ich nach Vorschrift meines Arztes genießen darf. Entfernen Sie sich nun!

— Ein komischer Patron dieser Doctor, monologisirte unser Kellner. Er sucht die Quadratur des Zirkels, verlangt von mir das Conversationslexikon und gebraucht im Gasthofe die Hungerkur. Ein wahres Glück, daß nur wenig Fremde solcher Art bei uns einkehren, unser Principal müßte sonst Hunde nach Bautzen führen. Da ist Nummer 4 nebenan doch ein ganz anderer Mann! Der lebt so flott wie Gott in Frankreich und frißt wie ein auf Wartegeld gesetzter Wolf. Wenn der Herr Baron so fort lebt, dann macht unser Herr einen guten Schnitt an ihm. Und was der Mann für eine schöne Frau hat! Und wie sie mich immer ansieht! Ich glaube gar, ich gefalle ihr! I nu, die Frau Baronin wären nicht die Einzige, die am Zimmerkellner des „Königs von Ungarn" Geschmack gefunden hat.

Der eitle Bengel hätte vielleicht noch eine Stunde lang mit sich fortgeschwatzt, wäre er nicht durch ein heftiges Läuten, das von Nummer 9 ausgegangen war, aus seinem Selbstgespräche herausgerissen worden.

Nachdem Baron Pfaff von Pfaffenheim in Gesellschaft seiner Frau Gemahlin sein Frühstück verzehrt hatte, nahm er die Mandoline zur Hand und sang mit einer Stimme, die manchem unserer sogenannten ersten Tenoristen zu wünschen wäre, die große Scene aus Aubers „Fra Diavolo":

,,Je vois marcher sous ma bannière
Des gens de coeur, de vrais amis,
J'ai pour sujets et tributaires
Les voyageurs de tous les pays."

Fra Diavolo schien die Lieblingsoper des Herrn Barons zu sein, denn bald darauf sang er die erste Romanze und später auch die Barcarole.

Dann aber schritt er auch zur Toilette.

— Ich fahre jetzt zu dem Grafen S***, um ihm den bewußten Brief abzugeben, sagte der Baron zu seiner Gemahlin.

— Bleibe aber nicht zu lang, sonst ängstige ich mich.

— Sei unbesorgt! In einer Stunde bin ich wieder bei Dir. Wenn Taki kommt, dann sage ihm, daß ich sehr aufgebracht sei; von Rechtswegen sollte er schon gestern Nacht hier eintreffen.

Es klopfte.

— Herein! rief Pfaffenheim.

— Herr Baron, lispelte der eintretende Kellner, der Wagen sind angespannt.

— Ich komme, sagte der Baron, hauchte einen leisen Kuß auf die Stirn seiner Frau und folgte dem Kellner.

Während Baron Pfaff von Pfaffenheim seine Besuche abstattete und während seine Gemahlin am Toiletten-Spiegel verweilte, beschäftigte sich Doctor Pfffftzki allem Anscheine nach mit der Auffindung der Quadratur des Zirkels. Um nicht gestört zu werden, hatte er die Thür verschlossen und seit jenem Augenblick war es in seinem Zimmer so mäuschenstill, als ob alles Leben daraus entflohen wäre.

Viertes Kapitel.

Ein vierfüßiger Garrick. Das Auskunfts-Bureau. Ein Mohr wird gesucht. Die brasilianische Gesandtschaft. Ein Stubenmädchen. Ein Morgen nach der Brautnacht. Der entdeckte Betrug. Flucht. Die Mohren-Apotheke. So wird man Räuber.

Wir müssen nun zehn Jahre zurückgehen.

Um jene Zeit — im Jahre 1828 — war beim Leopoldstädter Theater in Wien — eine Bühne, auf der damals eine Krones und Ennöckl, ein Schuster, Raimund und Korntheuer florirten — ein Statist engagirt, welcher Ignaz Nockerl hieß. Er bezog wöchentlich eine Gage von vierzehn Gulden Wiener Währung und bekleidete dafür ausschließlich das Fach

der sogenannten Viehrollen. In Bäuerle's „verwunschenem Prinzen" spielte er den Bären, in Gleich's „Fleischhauer von Oedenburg" den Ochsen, in „Langohr's Metamorphosen" von Meisl den Esel, der, von Stufe zu Stufe steigend, zuletzt — wenn ich nicht irre — Minister wird, in Raimund's „Diamant des Geisterkönigs" den Pudel, und bewegte sich — das Verdienst konnte ihm selbst der blasse Neid nicht streitig machen — in den Masken dieser anomalen Animalen mit gleich bewundernswerther Gewandtheit. Vielleicht wäre Herr Nockerl noch heute eine Zierde dieser später sehr heruntergekommenen Volksbühne, hätte ihn seine beleidigte Künstler-Eitelkeit nicht verleitet, der heitern Kunst für immer Valet zu sagen, weil ihm der damalige Director in einem neuen Zauberspiele, in Bäuerle's Lokalposse „die Giraffe in Wien", den linken Hinterfuß dieses Mode-Thieres darzustellen zugemuthet hatte. Das war keine selbstständige Rolle, keine Aufgabe, aus der sich etwas hätte schaffen lassen. Ja, hätte man ihm wenigstens einen der Vorderfüße zugetheilt, er würde ihn — aus Liebe zur Kunst! — nicht zurückgewiesen haben. Die Zutheilung des linken Hinterfußes war aber offenbar eine der kränkendsten Zurücksetzungen für ihn. Ueberdem beleidigte es seinen Stolz, den etwaigen Beifall des Publikums mit drei andern Giraffen-Füßen — Statisten, die nicht werth waren, unserm Künstler die Schuhriemen zu lösen — nolens volens theilen müssen. Nockerl bat deshalb um seinen Abschied und erhielt ihn — was er freilich nicht vermuthet hatte, weil er sich für das unentbehrlichste Glied in der Künstlerkette dieser Bühne hielt — zu seinem größten Erstaunen noch an demselben Tage.

— So sind diese Directoren, sagte der tiefgekränkte Vieh-Garrick; sie pressen unser Talent bis auf den letzten Tropfen aus und werfen uns dann wie eine ausgequetschte Pomeranze weg.

Nachdem der arme Herr Nockerl sich sechs lange, lange Wochen ohne Engagement in Wien und der Umgegend umhergetrieben und seinen Magen dem peinigenden Schach des

Hungers preisgegeben hatte, beschloß er, in der weniger mühsamen und mehr einträglichen Domestiken-Sphäre sein Glück zu versuchen. Mit pochendem Herzen und nüchternem Magen klopfte er eines Mittags an die Thür des großen Auskunfts-Bureau in der kleinen Breunerstraße.

— Herein! rief eine etwas barsche Stimme.

— Darf ich mir die Freiheit nehmen, fragte der schüchtern eintretende und sich ehrfurchtsvoll verneigende Ex-Statist, bei Ihnen anzufragen, ob Sie mir einige vacante Domestiken-Stellen zuweisen können?

— Stellen genug! erwiederte der Mann der Auskunft, mit einem Anfluge selbstgefälligen Stolzes. Unter andern wird ein Portier gesucht, der, außer Griechisch und Lateinisch, auch die französische und englische, die spanische und italienische, die russische und polnische Sprache mindestens eben so gut, als die deutsche, und außerdem noch etwas von Astronomie verstehen muß, damit seine Herrschaft ihn auch als Custos ihrer kleinen Sternwarte gebrauchen kann. Glauben Sie diesem Portier- und Sternwart-Posten gewachsen zu sein? fragte der Mann der Auskunft mit scharfforschendem Prüferblick.

— Nein, entgegnete Nockerl kleinlaut, aber ehrlich.

— Dann wird auch ein Hauslehrer gesucht, der alle Instrumente spielen, zeichnen und malen, schwimmen und reiten, fechten und voltigiren, auf dem Schlappseile tanzen und bauchreden, eben so gut auf den Händen, als auf den Füßen laufen und — namentlich auf Reisen — seine Zöglinge ra- und frisiren kann. Was können Sie von dem Allem?

— Nichts! antwortete der arme Herr Nockerl.

— Außerdem wird schon seit länger als vier Wochen ein herrschaftlicher Mohr gesucht. Wären Sie ein Mohr, so könnten Sie augenblicklich ein höchst glänzendes Unterkommen beim brasilianischen Gesandten finden, dessen Schwarzer, den er sich aus Rio Janeiro mitgebracht, vor Aerger die Bleichsucht be-

kommen hat und seitdem im Spitale der barmherzigen Brüder liegt.

— Grundgütiger Himmel, warum hast Du nicht einen Mohren aus mir gemacht! seufzte der arme Statist und entfernte sich mit abnehmendem Muthe und zunehmendem Hunger.

Unterweges blitzte ihm, dicht vor der Dreifaltigkeitssäule auf dem Graben — Hunger macht die Menschen immer erfinderisch — ein höchst glücklicher Gedanke durchs Gehirn.

— Wie wär's, Nockerl, sprach er zu sich selbst, wenn Du, wie Du es doch häufig genug auf der Bühne gethan, Dich schwarz anstreichen und dann für einen Mohren ausgeben würdest?! Dann fändest Du auf der Stelle ein Unterkommen und — wie der Mann der Auskunft sagt — sogar ein brillantes Unterkommen beim brasilianischen Gesandten. Dieses Unterkommen hätte außer Anderm auch das Gute noch, daß Du als Mohr die Seife und das Waschen — Ersteres ist kostspielig und Letzteres blos zeitraubend — ersparen würdest. Hunger thut weh! Ich gehe unter die Mohren und — damit Basta!

Und gleich darauf kaufte er sich auf dem Stephansplatze in der Materialwaaren-Handlung zum „standhaften Zopfe" für seinen letzten Silberzwanziger Baumöl und Kienruß, eilte nach Hause, mischte beide Substanzen, färbte sich damit Gesicht und Hals und Hände so täuschend schwarz, daß er selbst, in den Spiegel schauend, sich für einen echten Mohren hielt. Dann begab er sich, als es zu dunkeln begann, wieder ins Auskunfts-Bureau. Diesmal — vielleicht zu seinem Glücke — fand er nicht den barschen Principal, sondern den äußerst herablassenden Commis.

Herr Nockerl faßte erst eine Prise, alsdann ein Herz und sprach zum Commis:

— Einer meiner Collegen hat mir gesagt, daß Sie einen herrschaftlichen Mohren suchen.

— Ganz recht; wir suchen solch ein Subject schon sehr

lange. Sie können augenblicklich als Jäger beim brasilianischen Gesandten eintreten. Wie heißen Sie, guter Freund?

— Wie ich heiße, wiederholte der ci-devant Viehrollen-Virtuose etwas verlegen. Ich heiße Nock... Nock... Nockelino.

— Gebürtig aus?

— Stuhlweißenburg in Ungarn.

— Stuhlweißenburg? fragte der erstaunte Schreiber. Wachsen Mohren auch in jener Gegend?

— Wie Sie sehen, erwiderte Nockerl äußerst gefaßt.

— Haben Sie Zeugnisse?

— O ja.

— Aber wo?

— Zu Hause.

— Besser wär's, Sie hätten sie in der Tasche.

— Soll ich sie holen?!

— Nicht nothwendig! Vernünftige Leute geben heutzutage doch nur wenig oder gar nichts auf Zeugnisse, denn von zehn Dienstboten, die ihre Herrschaft bestohlen haben, wissen Fünf trotzdem Zeugnisse der musterhaftesten Ehrlichkeit aufzutreiben. Nehmen Sie diesen Schein da und melden Sie sich sogleich beim brasilianischen Gesandten. Ein Gesandter ohne Mohr ist ein Heiliger ohne Nimbus, ein Zapfenstreich ohne Tambour ... Verstehen Sie mich?

— Nein!

— Thut nichts! sagte der Commis und reichte unserm Pseudo-Schwarzen den Anmeldungs-Schein.

Nockelino verfügte sich sofort zum Gesandten. Seine brasilianische Excellenz, Musterbild einer diplomatischen Beschränktheit, fand an der imposanten Erscheinung dieses fünf Fuß neun Zoll großen Mohren so viel Wohlgefallen, daß derselbe in Gnaden sogleich in den Dienst aufgenommen und schon am andern Morgen als Hayduck feierlich eingekleidet wurde. Da Seine Excellenz — auch beim diplomatischen Corps kann dann und wann Geld-Ebbe eintreten, — eben nicht allzusehr bei Casse war, um seinen schwarzen Jäger neu zu equipiren,

so geruhte die Frau Gesandtin einen alten, etwas abgeblaßten Ternaux-Shawl zum Turbane dieses Mohren vorzuschießen. Besagter Turban wurde mit zwei Reiherfedern und einer Agraffe von Pierres de Straß ausgeschmückt und Rockelino's Leib in einen enganschließenden Rock von weißem Cashemir und in weite Pluderhosen von scharlachrother Seide gesteckt; einen kleinern Shawl erhielt er statt des Gürtels und zu diesem Gürtel eine saubere Pistole und einen neusilbernen Dolch. So ausstaffirt trat er vor die Frau Gesandtin hin, die ihn mit der Lorgnette erst aufwärts von der Zehe bis zum Scheitel und dann abwärts vom Scheitel bis zur Zehe mit so großem Wohlgefallen maaß, daß Ihre Excellenz sich nicht enthalten konnte, auszurufen:

— Voilà, ma foi, un nègre comme il faut!

Zur weiblichen Dienerschaft Ihrer Excellenz gehörte ein ganz allerliebstes Kammermädchen, das Nanni hieß und von der Locke bis zum Schuhbande eines jener liebenswürdigen Wesen war, für die der gutmüthige Wiener das sehr bezeichnende Prädicat „lieber Narr" erfunden hat. Nanni hatte die schwärzesten Augen und den weißesten Teint, ein Stumpfnäschen, eine Wespentaille, die feinsten Pätschchen und die niedlichsten Füßchen. Dabei war sie immer lustig, stets naiv und ewig verliebt. Doch hatte sie — wunderbar genug! — eine auffallende Vorliebe für schwarze Männer: in ihren Spitzbuben-Augen hatte ein Mohr zehnmal mehr Reiz und Anziehungskraft als ein Dutzend weißer Menschenkinder. Das liebe Kind gehörte zu Jenen, die vor Allem das Ausländische, Fremdartige, Ungewöhnliche lieben, das auf der Straße Aller Blicke auf sich zieht. Darum hatte sie auch den frühern Mohren Seiner Excellenz so zärtlich, als es bei ihrem Temperamente möglich war, geliebt und ihm in einer schwachen Stunde ewige Treue geschworen; sie würde diesen Schwur vielleicht auch gehalten haben, hätte nicht der gute Mohr die Bleichsucht bekommen und ins Spital wandern müssen. — Wie erwartungsvoll hatte ihr das Herz geschlagen, als ihr die Kunde

geworden war, die Gesandtschaft habe sich nun einen neuen Mohren zugelegt! Welche frohe Ahnung hatte sich ihrer Seele bemächtigt, nachdem sie diesen Rockelino gesehen, der ihr viel schöner, d. h. viel schwärzer als alle Mohren, die ihr bis jetzt unter die Augen gekommen, erschienen war!

Und siehe da: auch Rockelino war nicht blind für die schneeweißen Reize dieses ausnehmend-einnehmenden Kammermädchens geblieben!

Und so geschah es, daß sich früh genug zwischen dem weißen und dem schwarzen Menschenkinde ein Verhältniß entspann das der liebenswürdige Wiener mit dem Kunstausdruck „Techtelmechtel" bezeichnet.

Man glaube ja nicht, daß Techtelmechtel etwa Liebschaft bedeute. In der Liebschaft liegt etwas Unverschleiertes, Offenkundiges, das Jeder, im Techtelmechtel hingegen etwas Verborgenes und Geheimnißvolles, das noch Niemand wissen darf. Eine Liebschaft verhält sich zu einem Techtelmechtel wie Prosa zur Poesie, wie eine Kalteschaale zu einer Bowle Glühwein. Die Liebschaft hat schon etwas Kühles, das allmählig mehr und mehr ins Frostige ausartet, ein Techtelmechtel hingegen etwas Warmes, das bald ins Glühende übergeht. Ein Techtelmechtel ist gleichsam das Alpha, die Liebschaft das Omega eines zärtlichen Verhältnisses. Von der Liebschaft bis zum Bruche und vom Techtelmechtel bis zur Heirath giebt's oft nur Einen Schritt.

Nanni bewunderte seinen schwarzen und Rockelino bewunderte ihren weißen Teint. Und wer weiß es nicht schon aus der Physik, daß entgegengesetzte Pole sich anziehen und daß Extreme sich berühren?

— Schwarzer Bösewicht! rief das weiße, liebeglühende Menschenkind, drückte ihn an ihr Herz und biß ihm in die Backe.

Zwei Monate später feierten Beide, mit Genehmigung der brasilianischen Gesandtschaft, ihre Hochzeit.

Am andern Morgen, als die ersten Sonnenstrahlen neu-

gierig durch die geschlossenen Vorhänge des kleinen Brautgemachs blinzelten, erwachte die junge Frau. Ihr erster Blick fiel auf den erschöpften Nockelino, der wie ein Nachtwächter bald aus dieser, bald aus jener Tonart schnarchte. Gleich darauf stieß sie einen Schrei des Schreckens aus. Aber was erblickte sie auch! Eine Verwandlung, so wunderbarer und so schreckenerregender Art, wie man ihrer nur in alten Zaubermärchen begegnet. In den Umarmungen der Liebe war Nockelino, der Mohr von Stuhlweißenburg, immer weißer, weißer und weißer, und Nanni, die Wasserlilie von Wiener-Neustadt immer schwärzer, schwärzer und schwärzer geworden. Die schwer getäuschte Frau sprang wüthend von ihrem Lager auf und rüttelte den sorglosen Schläfer wach.

— Erwache Betrüger! rief Nanni und schüttelte den Schnarchenden mit solcher Kraft, daß der Schlaf zurückgeschreckt aus seinen Wimpern floh.

— Warum weckst Du mich, Kind? fragte der Erwachende.

— Elender, Du kannst noch fragen? Du hast mich getäuscht, hintergangen, betrogen!

— Ich? fragte der junge Ehemann mit einem Tone, in dem eine ganze Garnison unschuldiger Fragezeichen lag.

— Stelle Dich nur dumm! Du bist ein unverschämter Betrüger! Du bist kein Mohr!

— Nanni! flehte Nockerl.

— Aus meinen Augen, angestrichener Bube, gefärbter Bösewicht! Ich liebte Dich, ich heirathete Dich, weil ich glaubte, Du seist ein Mohr! Dein Herz ist nur schwarz, Deine Haut aber — o weh mir, daß ich's sagen muß — weiß, weiß, weiß!!! Fort, Betrüger, fort!

— Aber, Nanni, soll ich denn die Liebe meiden, weil ein Weißer häßlich ist? Ich will mich ja recht gern wieder schwarz färben, wenn ich als Mohr Dir mehr gefalle. Sieh, herzige Nanni, ich liebe Dich!

— Und ich, ich hasse Dich, weil Du mich so schändlich

hintergangen hast. Noch heute, jetzt gleich, soll die Herrschaft es erfahren, daß Du auch sie betrogen hast.

Die junge, weiße, schwarz marmorirte Frau lief sofort zum Gesandten.

— Excellenz, rief sie im Tone der größten Verzweiflung, Ihr Mohr ist leider kein Mohr!

— Caracho, was ist er denn?

— Ein weißer Betrüger, der sich schwarz angestrichen hat.

— Ha, der Bube! rief Seine Exellenz aufs Tiefste empört.

Der arme Nockerl! Eine Stunde später wurde er vom Gesandten fortgejagt.

Acht Tage nach jenem Vorfalle finden wir unsern Helden in Temeswar, wo um jene Zeit eine wandernde Schauspielertruppe, bestehend aus einem zärtlichen Vater, der zugleich auch Helden und Bösewichter spielte, und aus fünf seiner Kinder, von denen zwei, vor dreißig Jahren, noch ziemlich jung gewesen sein müssen, wöchentlich zwei Vorstellungen gab, durch die sie ihr armseliges Leben fristeten.

Von Neuem war in Nockerl die Liebe zur Kunst erwacht: er wollte dem Mohrenthume entsagen und zum Theater zurückkehren. Aber der zärtliche Vater sagte ihm rund heraus, alle Fächer seien besetzt, er könne ein neues Mitglied nicht gebrauchen.

Dem armen Nockerl trat der Angstschweiß auf die Stirn. Er hatte keinen Kreuzer Geld mehr und war von Neuem dem Hunger preisgegeben.

Der liebe Gott aber verläßt keinen Menschen, mag er weiß oder schwarz sein.

Eben als Nockerl's Hunger den höchsten Gipfel erreicht hatte, strahlte ihm plötzlich ein neuer Hoffnungsstern.

In Temeswar gab es zwei Apotheken. Die Eine hatte sich einen Mohren, die Andere einen Bären zum Aushängeschilde erwählt. Beide lagen einander gegenüber und der Mohr war auf den Bären und der Bär auf den Mohren

eifersüchtig. Der letztern dieser beiden Apotheken war kurz vorher ein großes Unglück zugestoßen. Der steinerne Mohr, seit fünfundzwanzig Jahren der Schutzgeist dieser Offizin, hatte in der Nacht seinen Kopf verloren. Der Eigenthümer der Mohren-Apotheke war außer sich; denn abergläubig wie jeder Kleinstädter, betrachtete er dies Ereigniß als eine schlimme Vorbedeutung, die ihm um so mehr zu Herzen ging, weil sein Gegenüber, der schadenfrohe Bären-Apotheker, sich ob dieses Unglücks höchlich zu freuen schien.

— Wo nehme ich jetzt rasch einen neuen Mohren her? fragte der bestürzte Pillendreher, als er Abends im Bierhause zum „ewigen Zapfen" neben einem Bekannten und einem Fremden saß.

— Dem Manne kann geholfen werden, dachte der Fremde, der kein anderer als unser weißer Nockerl war, und faßte allsogleich den edelmüthigen Entschluß, zum Vortheile des Apothekers wieder als Mohr aufzutreten.

Noch an demselben Abende stellte sich Nockerl in der Behausung des Apothekers ein. Der Mohr erschien ihm wie ein aus den Wolken gefallenes Wunder.

— Grundgütige Vorsehung, murmelte der Apotheker in sich hinein, Du schickst mir einen Deiner Mohren, um mich aus der Verlegenheit zu befreien! Was verschafft mir die Ehre? fragte er, zitternd vor Freude.

— Sie brauchen einen Mohren, sagte Nockerl. Was zahlen Sie mir, wenn ich mich herablasse, auf ein Paar Tage vor dem Fenster Ihrer Apotheke die Stelle des steinernen Postens einzunehmen?

— Liebster bester Mohr, Ihre Großmuth rührt mich, rührt mich unendlich. Wie aber soll ich Sie belohnen? Ich bin ein armer Mensch und habe neun lebendige Würmer. Ich gebe Ihnen freie Wohnung, freie Kost und täglich einen Zwanziger.

— Nur einen Zwanziger? Herr, das ist viel zu wenig! Bedenken Sie, daß es Winter und keine Kleinigkeit ist, den

ganzen lieben Tag im Freien zu stehen, ohne sich rühren zu dürfen.

— Edler Mohr und Menschenfreund, Sie sollen zwei Zwanziger haben. Bedenken Sie, daß ich ein armer Familienvater bin, der elf lebendige Würmer hat.

— Vorhin hatten Sie ja blos neun.

— Ach, mein braves Weib wird nächstens von Zwillingen entbunden; bedenken Sie: elf Kinder!

— Bedenken Sie aber auch, welcher Gefahr ich mich aussetze, um Ihnen einen Dienst zu erweisen. Ich muß den ganzen Tag vor dem Fenster stehen, muß frieren für Sie ...

— Nun gut, ich gebe Ihnen drei Zwanziger.

— Abgemacht! sagte Nockerl.

Am andern Morgen stand zum Erstaunen des Bären-Apothekers ein nagelneuer Mohr vor dem Fenster seines Nebenbuhlers.

Alle Vorübergehenden blieben stehen und bewunderten den schmucken Mohren. Aber bald darauf sammelte sich ein Schwarm von Gassenbuben, welche sich anschickten, Schneeballen zu machen, die sie mit jugendlicher Schadenfreude dem armen Mohren an den Kopf schleuderten. Nockerl stand inmitten dieses Schneekugelregens fest und unerschrocken wie Leonidas vor den Thermopylen. Als die muthwillige Jugend aber statt der Schneeballen mit Steinen nach ihm warf, da riß ihm seine Lammsgeduld, da sprang er — zum allgemeinen Schreck der Straßenjungen und zum Erstaunen des Bären-Nebenbuhlers! — plötzlich von seinem Piedestal herab, erfaßte einen der kleinen Schlingel beim Schopfe und beutelte ihn dergestalt, daß ihm Hören und Sehen verging. Das Schreien des Gezüchtigten und das Lärmen der übrigen Gassenbuben lockte bald die halbe Bevölkerung des ganzen Städtchens und endlich auch einen Arm der Gerechtigkeit, einen Polizeimann, herbei.

Als der heldenmüthige Mohr sich umringt von diesem Menschenknäuel sah, ergriff er die Flucht. Er lief und lief

und lief und — — — Niemand wußte, wo er hingelaufen war.

Drei Jahre nach diesem Auftritte finden wir den guten Nockerl, den Ex-Statisten der Leopoldstädter Bühne, den Garrick und Talma der Viehrollen, den Mohren von Stuhlweißenburg, das lebendige Aushängeschild der Apotheke von Temeswar, als Mitglied einer Räuberbande wieder, die ihn nach und nach so lieb gewinnt, daß sie ihn einstimmig zu ihrem Hauptmann erwählt.

Dieser Räuberhauptmann hatte seinen ehrlichen Namen Nockerl abgelegt und unter der neuen Firma „Schobri“ nach und nach einen schreckenerregenden Ruf errungen. Ganz Ungarn zitterte vor diesem Banditen, wie einst Frankreich vor seinem Cartouche, wie Italien einst vor seinem Michel Pozzo, genannt Fra Diavolo, gezittert haben soll. Der Letztere schien sein Vorbild zu sein: wie Jener, wurde er ein fashionabler Räuber, ein galanter Gauner, der, ganz wie sein italienisches Vorbild, ungemein viel Savoir-vivre hatte, Guitarre spielte und Barcarolen sang, Kunst und Künstler liebte und allen Frauen, ohne Unterschied des Standes und der Religion, diavoloartig den Hof machte; mit Einem Wort: er war ein Bandit in Glacéhandschuhen.

Nockerl, genannt Schobri, wäre vielleicht der bravste Mann, der edelste Familienvater und wahrscheinlich auch ein großer Künstler geworden, hätte man ihm vor zehn Jahren nicht die Rolle des linken Hinterfußes einer Giraffe zugemuthet.

Kleine Ursachen haben oft große Folgen.

Fünftes Kapitel.

Ein Ball beim Grafen S. Charakteristik der Ungarinnen. Die Augen- und Fächersprache. Gräfin Liane. Faublas-Gedanken. Gespräche am Ecarté-Tisch. Ein junger Dichter.

Kehren wir jetzt zum Baron zurück.

Er hatte dem Grafen S. seine Aufwartung gemacht, bei dieser Gelegenheit seinen Creditbrief, ausgestellt von einem der ersten Bankierhäuser Dresdens, abgegeben und eine Einladung zu dem an demselben Abende zur Geburtsfeier der Gräfin veranstalteten Ball erhalten.

Gegen neun Uhr Abends erschien Baron Pfaffenheim.

Der Ball hatte bereits begonnen. Kerzenglanz, Blumenduft, Toilettenzauber und Juwelen-Schimmer vereinigten sich zu einem wahrhaft magischen Bilde. Ein lebendiges Bouquet der berühmtesten Schönheiten der magyarischen Hauptstadt entfaltete hier seinen hundertfarbigen, frühlingfrischen, sinneblendenden Blüthenschmuck. Ach, diese Ungarinnen mit den großen, kohlschwarzen Augen, mit den berauschenden Tokaier-Lippen, mit dem üppigen Busen, mit dem schwellenden Nacken — wo lebt der Mann, der solchen Reizen widerstehen könnte??? Aus jedem Blick, aus jeder Miene lacht uns die Ueppigkeit des Südens an. Diese Augen sprechen eine Sprache, die keines Dolmetschers bedarf, um sich allen Nationen verständlich zu machen. Und außer dieser Augensprache, in der jede Ungarin die zu Fleisch gewordene Beredtsamkeit, ein weiblicher Demosthenes, ein geschnürter Cicero ist, kennen sie auch das nur den Frauen des Südens bekannte Geheimniß der Fächersprache. In der Hand einer Ungarin ist der Fächer nicht blos das nichtssagende Toilettenstück, womit man sich Kühlung zuweht; in der Hand einer Ungarin ist der Fächer der Dragoman, der ihre geheimsten Gefühle uns verdolmetscht,

der Telegraph, der mit Blitzesschnelle die geheimen Depeschen ihres Herzens befördert, das Thermometer, das uns den Grad ihrer Leidenschaft zeigt, der Wegweiser in den Irrgängen der Liebe. Ein Fremder, der in Ungarn die Sprache der Augen und die Sprache der Fächer versteht, braucht nicht die Sprache des Landes zu kennen. Es giebt Ungarinnen, die uns ganze Märchen mit ihren Augen, ganze Novellen mit ihren Fächern erzählen. Ach diese Ungarinnen! In jeder von ihnen vereinigen sich die Reize der Polinnen mit den Reizen der Französinnen: die ungarischen Frauen sind Spiegelbilder der ungarischen Weine: süß, üppig, feurig wie der Nectar von Hegyalla, wie die Rebe von Tokay. Ach diese Ungarinnen!

Mit zitternder Wollust irrten die Kenneraugen des Barons durch die tanzenden Zauber-Bosquets, in welchen eine Blume die Andere zu verdunkeln sich bestrebte; mit Faublas-Gedanken blieb sein Blick endlich an einer Blüthe hangen, die, im Schmelze des Frühlings prangend, von fünfzig Schmetterlingen in Ballschuhen, von parfumirten Dandies à quatre épingles umgaukelt wurde.

— Tanzen Sie nicht? fragte Graf S. den im Botanisiren jener Reize ganz und gar vertieften Baron.

— Ich tanze niemals, mein lieber Graf.

— Sie fixiren eine Dame, wie ich sehe.

— Ist es erlaubt, Sie nach dem Namen jenes Engels zu fragen, der dort unten, unfern des Spiegels, auf einem der Fauteuils von den Anstrengungen des Galops ausruht?

— Gräfin Liane von K. Wünschen Sie ihr vorgestellt zu werden?

— Ich bitte darum.

Der Graf häkelte sich in den Arm seines Gastes ein und brach sich mit ihm Bahn durch den Kreis der sie umlagernden Anbeter. Im Nu war die Bekanntschaft eingefädelt.

— Wie gefällt Ihnen unser Pesth? fragte Gräfin Liane, eine der schönsten und reichsten Damen des ungarischen hohen Flugs.

— Ich bin erst gestern Abend angekommen und wage deshalb noch kein Urtheil. Doch habe ich von allen Reisenden einstimmig erklären gehört, daß Pesth eine der liebenswürdigsten Städte ist, in der sich der Fremde bald so heimisch als in seinem Geburtsorte fühlen soll.

— Sie machen unserer guten Stadt ein zartes Compliment, hauchte die Gräfin mit wahrhaft bezauberndem Lächeln hin.

— Ich sage nur die Wahrheit, denn auch ich, obgleich erst vierundzwanzig Stunden in Pesth, fühle mich nicht mehr fremd.

— Und haben Sie viele Bekannte hier?

— Bis jetzt leider nur Wenige.

— Ich bedaure unendlich, mich des Vergnügens beraubt zu sehen, Sie meinem Gemahle vorstellen zu können; er ist im südlichen Frankreich und kehrt erst im Laufe des nächsten Monats zurück; lassen Sie sich aber dadurch nicht abhalten, uns recht bald Ihren Besuch zu schenken.

— Ich werde mich beeilen, einer so lieben Einladung recht bald Folge zu leisten.

— Eh bien, Baron, ist Ihnen, da Sie nicht tanzen, eine Parthie Ecarté gefällig? fragte der Herr des Hauses.

— Sie finden mich zu Allem bereit.

— Kommen Sie, Baron, bat Graf S. und zog seinen Gast in einen der Nebensäle, in dem Whist, Boston, Ecarté gespielt wurde.

— Gräfin Liane ... begann der Baron, nachdem er an einem der Tische Platz genommen hatte.

— Ist ein Engel, unterbrach ihn der Graf, die Karten mischend.

— Und ihr Gemahl? fragte der Baron, abhebend.

— Ist ein vorsündfluthliches, schwindsüchtiges Dromedar, erwiederte der Gefragte, Karte gebend.

— Propose!

— Combien!

— Paquet!

Das Spiel war nun im Zuge. Nach und nach sammelten sich um den Tisch des Ballgebers mehrere Zuschauer.

— Nichts Neues? fragte Graf S. einen Hauptmann der Palatinalgarde.

— Wir haben Befehl erhalten, morgen nach Temeswar aufzubrechen.

— Und weshalb?

— Um dort Herrn von Schobri aufzuheben.

— Schobri? wiederholte Pfaffenheim. Ist der nicht ein Räuber?

— Und was für Einer! erwiderte Graf S. Der keckste, unverschämteste Bandit, den Ungarns Wälder seit Jahrhunderten aufzuweisen die Ehre gehabt.

— Ein Spitzbube, wie es vielleicht keinen Zweiten unter der Sonne giebt, setzte der Hauptmann hinzu.

— Ich habe schon Vieles von ihm in den Zeitungen gelesen, Manches aber, aufrichtig gesagt, für Uebertreibung gehalten, erwiderte Pfaffenheim, den König aufschlagend.

— Sie irren, Baron! Dieser Schobri ist noch schlimmer als sein Ruf. Er ist Ungarns Fra Diavolo, der in hundert verschiedenen Gestalten sich umhertreibt, ein Spitzbube, der sich eben so gewandt in vornehme Salons als in ärmliche Bauerhütten einschleicht; ein Bandit, der den Raub nicht als Verbrechen, sondern als Leibrente betrachtet, ein Cartouche, der heute eine Kirche und morgen ein Theater plündert, ein Mandrin, dem nichts heilig ist, sagte der Graf.

— Unser Erzherzog Palatin hat gestern 10,000 Gulden auf den Kopf dieses Erzspitzbuben ausgesetzt, erzählte der Hauptmann.

— Ist dieser Schobri noch ein junger Mann? fragte der Baron.

— Ein Mann in Ihrem Alter, sagte der Graf.

— Haben Sie ihn schon einmal gesehen?

— Vor zehn Jahren, als er noch beim Leopoldstädter Theater in Wien engagirt gewesen war.

— Also Künstler? fragte Pfaffenheim ganz erstaunt.

— Er war Statist, bekleidete dort ausschließlich das Fach der Viehrollen und soll, wie ich irgendwo gelesen habe, blos darum Räuber geworden sein, weil man ihm den Hinterfuß einer Giraffe zugemuthet hatte.

— Dieser Schobri, begann ein junger Bühnendichter, ist überhaupt ein höchst interessanter Charakter, den ich zum Helden eines Lustspiels gemacht habe.

— Sie sprachen schon neulich davon, sagte der Graf S. Haben Sie das Stück schon eingereicht?

— Eingereicht und zurück erhalten, seufzte der junge Mann.

— Ei warum denn? fragte der Hauptmann.

— Vielleicht blos aus dem Grunde, weil ich fünfzig Gulden Honorar dafür begehrt hatte.

— Ah, diese Theaterdirectoren! So sind sie Alle!! sagte Baron Pfaffenheim.

Man spielte und plauderte so fort bis lange nach Mitternacht. Dann nahm der Baron den jungen Dichter bei Seite und sagte:

— Einem Zufalle verdanke ich die Bekanntschaft des hiesigen Theaterdirectors. Wenn Sie mich einmal besuchen und mir Ihr Lustspiel anvertrauen wollen, so will ich all' meinen Einfluß geltend machen, um den Director zu bewegen, Ihr Stück zur Aufführung zu bringen.

— Sie würden mich dadurch zum innigsten Danke verpflichten. Wo wohnen Sie, lieber Herr Baron?

— Ich wohne im „König von Ungarn".

— Und wann darf ich Ihnen meine Aufwartung machen?

— Ich will Sie morgen zwischen Elf und Zwölf erwarten.

Der Dichter verneigte sich voll Ehrfurcht.

Sechstes Kapitel.

Erkennungsscene. Sch... St!... Der junge Dichter macht seine Aufwartung. Schobri's Besuch beim Theater-Director. Ein blaues Wunder.

Am andern Morgen verlangt Baron Pfaffenheim einen Friseur. Als bald darauf der Brenneisen-Held erscheint, bebt er vor Schreck drei Schritte zurück, die Worte stammelnd:

— Gerechter Gott im Himmel, Herr Sch....

— St!... befiehlt der Baron, den Zeigefinger an den Mund legend. Wehe Dir, wenn der Name, den Du auszusprechen gewagt, jemals Deine Lippe überschreitet! Wenn Du Dein Leben lieb hast, so schweige! Woher aber kennst Du mich denn?

— Ich war damals, als Sie noch Nockerl hießen und Statist gewesen sind, Theaterfriseur in der Leopoldstadt.

— Ah, Quanzl, nun erinnere ich mich Deiner! Mehr als einmal warst Du damals mein Freund in der Noth. Dank dem Himmel, daß ich jetzt in der Lage bin, die Schuld der Dankbarkeit an Dich abzutragen.

Der Pseudo-Baron geht an sein Pult, nimmt die goldgefüllte Börse und schenkt sie dem Friseur, der in ihm den Räuberhauptmann Schobri erkannt hatte.

— Nimm diese Kleinigkeit als Geschenk von Deinem alten Kameraden an, sagt Schobri. Der Palatin hat gestern 10,000 Gulden auf meinen Kopf ausgesetzt; können sie Dich glücklich machen, dann gehe hin und verrathe mich!

— Ich verstehe Sie nicht, Herr Baron, sagt der gerührte Haarkräusler und frisirt nun seinen alten Collegen.

— Willst Du morgen wiederkommen? fragt der Räuber.

— Herr Baron haben nur zu befehlen.

— Ich bitte darum, sagt Schobri, ihm zärtlich die Hand drückend.

Eine halbe Stunde später fragte ein goldgrüner Jäger nach dem Baron von Pfaffenheim. Der Portier nannte ihm die Nummer des Zimmers.

Schobri stand eben vor dem Spiegel, um sich zu rasiren, als dieser Jäger ins Zimmer trat.

— Endlich da? rief Schobri, ohne sich umzudrehen. Hatte ich Dir nicht befohlen, schon gestern einzutreffen?

— Hauptmann ...

— Still, commandirte Schobri, sich ruhig weiter rasirend. Ein so faules Lumpen-Gesindel, als ich zu commandiren das Unglück habe, ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn das nicht anders wird, dann werde ich zwölf solcher Galgenvögel wie Du einer zu sein die Ehre hast, an den ersten besten Baum aufhängen lassen; dann wird wieder etwas Zucht in Euch hineinkommen.

— Passam teremtete!

— Nicht raisonnirt! Verfüge Dich augenblicklich mit dieser Anweisung zum Grafen S... Er wohnt Waizengasse Nr. 43. Du erhältst 2000 Dukaten, die Du sofort einsiegelst und unter der Adresse „Graf Hallasyi“ poste restante nach Wien schickst. Verstanden?

— Ja, Hauptmann!

— Nach Tische holen Zwei von Euch, als Schmiedeknechte verkleidet, meinen Reisewagen ab, an dem ich absichtlich eine Feder zerbrochen habe. In drei Tagen erwartet Ihr mich auf der ersten Station nach Wien. Verstanden?

— Ja, Hauptmann!

— Nun kannst Du zum Teufel gehen, sagte Schobri.

Taki nahm die Anweisung und that, was ihm befohlen wurde.

Gegen Mittag erhielt unser Held den Besuch des jungen Dichters.

— Nun, junger Freund, bringen Sie mir Ihren „Schobri“?

— Hier ist das Stück, Herr Baron. Wann darf ich so frei sein, mir Ihre Antwort abzuholen?

— Morgen Abend, wenn ich bitten darf, entgegnete Schobri. Wollen Sie morgen Abend mein Gast sein?

— Vor einer Stunde habe ich eine Einladung der Gräfin Liane angenommen.

— Sie kennen diese Dame?

— Ihr Salon ist das Stelldichein aller Künstler und Schriftsteller ...

— Ich habe auf dem gestrigen Balle die Bekanntschaft dieser reizenden Frau gemacht. Wollen Sie mich morgen bei ihr einführen?

— Mit dem größten Vergnügen, Herr Baron.

— Gut, Herr, dann erwarte ich Sie.

Der junge Dichter empfahl sich.

Gleich nach Tische fuhr Baron Pfaffenheim in der Hôtel-Equipage zum Theaterdirector, ließ sich dort als einen Fremden, der ihn zu sprechen wünsche, anmelden und wurde, nachdem er über zehn Minuten antichambrirt hatte, in Gnaden vorgelassen. So ein Theaterdirector hält sich, selbst wenn er der allergrößte Lump und Ignorant ist, der weder lesen noch schreiben kann, für ein Stück Machtvollkommenheit, vor der jedes andere Menschenkind, das nicht Director ist, sich dehmüthig beugen und verneigen soll.

— Mit wem hab' ich die Ehre? fragte Herr Schmidt, der zu den Bessern seines Standes gehörte.

— Ich bin ein Mann, dessen Name Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt sein wird.

— Künstler wahrscheinlich? fragte der Director mit bronzirtem Lächeln.

— Gewesen, mein Herr, gewesen! Aber seit vier Jahren habe ich die Ehre, gleich Ihnen, Director einer Gesellschaft zu sein, die mit vielem Glück bald hier bald dort Gastrollen giebt, und deren Erscheinen, wenn auch nicht Beifall oder Fu-

rore, wie Sie es nennen, doch überall Angst und Schrecken erregt.

— Ihr Name, mein Herr? fragte der Director, dadurch neugierig gemacht.

— Ich würde ihn längst genannt haben, müßte ich nicht befürchten, daß sein Klang Sie beunruhigen möchte.

— Ich bin kein Poltron, mein Herr, und habe noch vor keinem Namen gezittert. Sie heißen?

— Schobri!

— Wie, Sie sind? ...

— Vorläufig bin ich nur noch Räuberhauptmann. Aber weshalb erschrecken Sie? Glauben Sie, daß ich gekommen sei, Ihnen die Kehle abzuschneiden? Sie irren, mein Herr, mit Kleinigkeiten solcher Art habe ich mich niemals befaßt.

— Womit kann ich dienen, Herr Schobri? fragte der zitternde Theater-Director.

— Ich bringe Ihnen ein Lustspiel, das einer meiner Freunde bei Ihnen eingereicht hat, ein Lustspiel, dessen Held kein Anderer als meine Wenigkeit ist, ein Lustspiel, das Sie zurückgewiesen haben.

— Nur aus Achtung für Sie, Herr Schobri, stammelte der leichenblasse Bramarbas.

— O, ich bitte, geniren Sie sich nicht. Man hat schon weit größere Leute, als mich, auf die Bühne gebracht. Auch meine großen Vorbilder Cartouche und Mandrin haben auf dem Theater geglänzt; der Held eines Lustspiels zu sein, kann mir, wie ich glaube, nur zur Ehre gereichen.

— Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß ich auch andere Gründe habe, die mich veranlassen, das Lustspiel nicht annehmen zu können.

— Haben Sie das Stück schon gelesen?

— Ja, Herr von Schobri!

— Gefällt es Ihnen?

— Nein, Herr von Schobri!

— Aber mir gefällt es und darum erwarte und verlange ich, daß Sie sich bereitwillig zeigen werden, es anständig zu honoriren und so schnell als möglich in Scene zu setzen.

— Herr, wer kann mich dazu zwingen?

— Die Furcht! Wollen Sie das Lustspiel annehmen oder nicht? fragte Ungarns Fra Diavolo, ein geladenes Pistol aus seiner Brusttasche hervorziehend. Noch einmal, wollen Sie oder wollen Sie nicht?

— Ich will stotterte der zitternde Theater-Principal.

— Wollen Sie es auch anständig honoriren? fragte Schobri, den Hahn spannend.

— Anständig? Was verstehen Sie darunter?

— Wollen Sie für das Lustspiel fünfhundert Gulden zahlen?

— Fünfhundert Gulden? Sie scherzen wohl, Herr von Schobri?

— Bisweilen, jetzt aber bin ich keineswegs dazu aufgelegt. Entschließen Sie sich, mein Herr; ich kann mit Kleinigkeiten solcher Art nicht viel Zeit verlieren; la bourse ou la vie! rief Schobri, ihm die Pistole auf die Brust setzend.

— Sind Sie mit zweihundert Gulden zufrieden?

— Schobri läßt nie mit sich handeln. Mögen Sie andere Dichter so lumpig besolden wie Lohnlakayen, meinen Dichter müssen Sie anständig honoriren, sonst ... ich hoffe, Sie verstehen mich?

— Himmel, was soll ich thun?

— Fünfhundert Gulden zahlen oder Ihr Testament machen.

— Hier, Herr Schobri, sind fünfhundert Gulden.

— Empfangen Sie dafür meinen herzlichsten Dank und die Versicherung, daß, falls das Lustspiel „Schobri" innerhalb acht Tagen nicht zur Aufführung gekommen ist, ich mir die Freiheit nehmen werde, Ihr Theater an allen vier Ecken anzuzünden. Dies Schicksal erwartet Sie auch dann, wenn Sie den Muth haben sollten, mich zu verrathen. Im Uebrigen

bleibe ich Ihnen wohlgewogen und bitte Gott, Sie in seinen heiligen Schutz zu nehmen, sagte Schobri, nahm das Geld und entfernte sich.

Der Director, dem der Schreck alle Glieder gelähmt hatte, war so consternirt, daß er, anstatt ihm nachzueilen, ihn ruhig in den Wagen einsteigen und ungehindert fortfahren ließ.

— Dieser Schobri, sagte er, ist ein so frecher Bandit, daß er, falls ich ihn nun verrathen wollte, seine Drohung wahr machen und mir mein Theater in Brand stecken würde. Was ist da zu thun? Da heißt es, gute Miene zum bösen Spiele machen und das Stück in Scene setzen.

Und noch an demselben Tage theilte er die Rollen aus.

Eine Stunde nach diesem Vorfalle holten zwei ehrenwerthe Mitglieder der Schobri'schen Räuberbande, als Schmiedeknechte verkleidet, den beschädigten Reisewagen des Baron von Pfaffenheim ab, um ihn wieder in Stand zu setzen.

Siebentes Kapitel.

Tausend Dukaten. Schobri als Wechsler. Der überraschte Dichter. Wie ist das zugegangen? Eine Soirée bei der Gräfin Liane. Saphir's Vorlesung. Eine Catastrophe.

Am andern Morgen gab Doctor Pffffzki, der sich unausgesetzt mit der Quadratur des Zirkels beschäftigte und nebenbei auch die Hungerkur gebrauchte, dem Zimmerkellner, der ihm die halbe Portion Kaffee ohne Zucker und Sahne brachte, tausend Stück Kremnitzer Dukaten und den Auftrag, das Gold in Banknoten umsetzen zu lassen.

Gleich darauf bestellte Baron Pfaffenheim sein Frühstück.

— Was ist das für ein Mann, dieser Doctor Pffffzki?

fragte die Baronesse. Er scheint den ganzen Tag fortwährend Geld zu zählen.

— Ich kann aus dem Herrn nicht recht klug werden, erwiderte der Kellner; er ist, seitdem er in unserm Hôtel wohnt, noch nicht ein einziges Mal ausgegangen, schließt sich den ganzen Tag im Zimmer ein und öffnet nur dann, wenn ich ihm Frühstück und Abendbrod bringe.

— Ißt er Mittags an der Wirthstafel? fragte der Baron.

— Mittags ißt er überhaupt gar nicht.

— Ist der gute Mann vielleicht krank?

— Er sagt, er sei es gewesen; gegenwärtig aber gebraucht er die Hungerkur.

— Er scheint ein armer Teufel zu sein.

— Das hab' auch ich geglaubt, aber vor zehn Minuten den Beweis vom Gegentheil erhalten. Er gab mir tausend Stück Kremnitzer Dukaten, die er gewechselt haben will.

— Mann Gottes, tausend Dukaten, widerholte der Baron. Sie scherzen wohl nur?

— Nein, nein, es ist so!

— Dieser Doctor fängt mich zu interessiren an, murmelte Pfaffenheim leise vor sich.

— Der Wirth will das Geld eben zum Wechsler schicken, sagte der Kellner.

— Braucht er Silbergeld?

— Er wünscht Banknoten.

— Ei, dann könnte ich das Geld wechseln; ich wünsche dafür Dukaten zu erhalten.

— Ich will das Geld gleich hinaufbringen.

Pfaffenheim zählte unterdessen den Werth der tausend Dukaten in Banknoten à hundert Gulden auf den Tisch. Gleich darauf brachte der Wirth das Gold und nahm dafür das Papiergeld in Empfang.

Draußen auf dem Vorsaale zählte er noch einmal die Anzahl der Banknoten und klopfte dann an die Thür des Doctor Pffffzki.

— Wer da? fragte der Doctor.

— Der Wirth bringt Ihnen das Geld.

— Gleich, gleich, antwortete der Doctor, öffnete aber erst nach einer Pause von fünf Minuten.

Doctor Pfffftzki zählte das Geld.

— Stimmt's? fragte der Wirth.

— Auf's Haar, sagte der Doctor und warf die Banknoten auf den Schreibtisch hin.

Gleich, nachdem der Wirth sich entfernt hatte, riegelte der Doctor wieder das Zimmer zu.

Gegen fünf Uhr Abends klopfte an die Thür seines Nachbars der junge Bühnendichter.

— Willkommen, junger Freund! sagte Schobri. Es freut mich, Ihnen mittheilen zu können, daß der Director auf mein Gesuch Ihr Lustspiel angenommen hat.

— Wirklich? fragte der Dichter mit allen Merkmalen freudiger Ueberraschung.

— Er hat mich beauftragt, Ihnen das Honorar von fünfhundert Gulden einzuhändigen.

— Fünfhundert Gulden? wiederholte der junge Mann.

— Zählen Sie es nach, sagte der Baron, ihm ein kleines Paket Banknoten überreichend.

— Wahrhaftig, fünfhundert Gulden! Ei, eher hätte ich an den Einsturz des Himmels, als an dieses Wunder geglaubt. Aber wie in aller Welt haben Sie es angefangen, diesen Filz zu bewegen, mir für ein einaktiges Lustspiel, das er vor vier Wochen zurückgewiesen hatte, jetzt fünfhundert Gulden Honorar zu bezahlen.

— Wie ich dieses Wunder bewirkt, sollen Sie später erfahren. Wollen wir nun zur Gräfin Liane?

— Sie ist bereits durch mich in Kenntniß gesetzt, daß Sie ihr heute die Ehre Ihres Besuches zugedacht.

— Und was sagte die reizende Fee?

— Der Baron wird mir willkommen sein.

— Dann will ich sogleich anspannen lassen.

Eine Viertelstunde später fuhr Schobri in Begleitung des jungen Dichters zur Gräfin Liane.

Baron Pfaffenheim wurde von ihr mit großer Auszeichnung empfangen und einem kleinen Gesellschaftskreise vorgestellt, dessen größere Hälfte aus Schöngeistern und Künstlern bestand. Darunter befand sich auch der Rothschild des deutschen Witzes, der berühmte Humorist M. G. Saphir aus Wien.

— Sie kommen noch zur rechten Zeit, sagte Gräfin Liane zum Baron Pfaffenheim, um an einer Vorlesung Theil zu nehmen, durch die mein berühmter Freund und Landsmann Saphir unsern kleinen Zirkel zu erheitern versprochen hat.

Bald darauf begann Saphir seine Vorlesung:

Wichtige Geschäfte riefen mich nach Pesth. Und damit meine freundlichen Hörer und Hörerinnen sich nicht abzumühen brauchen, nachzudenken, was ich unter dem Ausdrucke wichtig verstehe, will ich, um Ihrer liebenswürdigen Neugier entgegenzukommen, Ihnen unumwunden die Geschäfte nennen, die mich — es sind jetzt fünf Wochen her — in den Eilwagen trieben.

Das erste Geschäft: das tiefgefühlte Bedürfniß, einen Engel wiederzusehen, den ich seit zwölf Jahren als Schutzgeist meines Lebens verehre, dessen Bild ich gläubig in meinem Herzen trage, und dessen Name jeder meiner Hörer leicht errathen wird.

Das zweite Geschäft: der fromme, tugendhafte Vorsatz, die Bekanntschaft eines Salates zu machen, von dem mir mein liebenswürdiger Freund Graf A. in seinem letzten Briefe so viel Rührend-Schönes erzählt hat, daß mir die hellen Freudenthränen in die Augen traten.

So befand ich mich wieder im Eilwagen.

Im Fond, in der Ecke rechts, saß eine Dame, die allem Anscheine nach einmal jung und vielleicht gar nicht häßlich gewesen sein muß. Sie trug einen echten Shawl und eine falsche Tour, die sich auf ihrer Stirn etwas verschoben hatte. In der linken Ecke thronte eine junge reizende Blondine mit

schneeweißer Haut und hellblauen Augen, mit Zähnen wie Perlen, mit Lippen wie Corallen. Sie war eine jener Schönheiten, in die man sich zu jeder Stunde des Tages über Hals und Kopf verlieben kann. Zwischen diesen Frauen saß ein kleiner, dicker Herr wie ein Stück Abenddämmerung zwischen Tag und Nacht eingeklemmt. Diese Abenddämmerung trug ein rothes Käppchen und einen schwefelgelben Nankingrock. Auf seinem hausbackigen Gesichte gras'te ein stereotypes Lächeln, wie man's häufig auf David Tenier's lustigen Bauerhochzeiten sieht. Neben mir gähnte ein hochaufgeschossener Mann mit einem rothen Backenbart und einer blauseidenen Cravatte, mit einer harmlosen Beafsteak-Miene und einem gelblichgrünen Spargel-Teint, was alsogleich einen Sohn Albions, den englischen Touristen, verrieth. Ich saß dem blonden Tage, er der brünetten Nacht gegenüber.

— Die Eilwagen, rief der Mann in dem Nankingrock, sind eine herrliche Erfindung. Man fährt jetzt so bequem und dabei so billig. Die ganze Reise von hier nach Pesth kostet nicht mehr als 132,150 Schwefelhölzchen.

— Rechnen Sie immer nach Schwefelhölzchen? fragte ich.

— Zu dienen, mein Herr. Ich will Ihnen auch sagen, weshalb. Ich habe die Ehre Schwefelholzfabrikant zu sein und berechne Alles nach dem Werthe meines Fabrikats. Für jeden Andern hat der Gulden sechzig Kreuzer, für mich hat er dreitausend Schwefelhölzchen.

— Reisen Sie oft nach Pesth? fragte ich.

— Fast jeden Monat einmal.

— Und wo wohnen Sie?

— „In den zwei Pistolen." Man lebt da so billig! Ich bleibe in der Regel drei bis vier Tage dort und verzehre nie mehr als 60 bis 70,000 Stück Schwefelhölzchen.

— Was verzehren Sie? fragte der Engländer in gebrochenem Deutsch.

— 60 bis 70,000 Stück Schwefelhölzchen.

— Goddam, rief der Engländer mit anderthalb Mienen der allerhöchsten Verwunderung.

— Ach diese Engländer, dachte ich mir, giebt es wohl noch etwas Anderes auf Erden, das so dumm, so langweilig, so prosaisch ist, als ein kattunener Regenschirm und ein im Makintosh reisender Engländer?

In demselben Augenblick hielt ein Handwerksbursche dicht am Wagen seine Mütze hin.

— Der Mensch muß wohlthätig sein, sprach der dicke Herr, zog seinen ledernen Geldbeutel, nahm ein Sechskreuzerstück und warf es dem armen Teufel mit den Worten zu: Da, mein Junge, nimm diese 300 Schwefelhölzchen und wandere mit Gott!

— Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche, begann die Dame mit dem echten Shawl und der falschen Tour. Ich habe seit zwei Tagen keine Zeitung gelesen; kann mir Niemand von Ihnen sagen, wie die Actien der k. k. privilegirten Ferdinands-Nordbahn stehen?

— Ich lese keine Zeitungen, erwiderte der Schwefelholzmann.

— Warum nicht? fragte ich.

— Weil man in jeder dasselbe und in keiner etwas Vernünftiges liest.

— Sie wissen also auch nie, wie die Metalliques stehen?

— Ich bekümmere mich in der Welt um nichts Anderes als um Schwefelhölzchen, und, Dank dem Himmel, ich bereue es nicht. Ich habe mein Schäfchen ins Trockene geführt und bin der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden. Ich habe eine hübsche Tochter, der ich, wenn sich ein anständiger Freier findet, welcher ihr gefällt, zehn Millionen Heirathsgut mitgebe.

— Gulden? fragte ich.

— Schwefelhölzchen! erwiderte der Dicke und dann habe ich noch einen Buben von neun Jahren, welcher Professor werden muß. Bei Armbruster in Wien habe ich dem Klei-

nen etwas gekauft, was ihm unbändig vielen Spaß machen wird.

— Und was, wenn ich fragen darf.

— Bauernfeld's Lustspiele und eine lappländische Grammatik; der Junge muß alle Sprachen lernen, denn das ist die Hauptsache. Das Buch ist außerordentlich billig: es kostet 9250 Schwefelhölzchen ... ein wahres Lumpengeld!

— Giebt's in Lappland auch Eisenbahnen? fragte die braune Frau.

— Nein, erwiderte der Dicke, aber Rennthiere giebt's dort.

— Glauben Sie, daß die Ferdinands-Nordbahn sich rentiren wird?

— Das verstehe ich nicht, sagte der Mann der Schwefelhölzchen.

— Haben auch Sie an den Spaniern verloren? fragte sie wieder.

— Nicht Ein Schwefelholz, entgegnete der Dicke.

Und so gings weiter und weiter. Das zehnte Wort, das aus dem Munde des Dicken kam, war ein Schwefelholz. Die braune Dame erkundigte sich auf jeder Station nach dem Stande der Staatspapiere und Eisenbahn-Actien, der Engländer horchte mit aufgesperrtem Maule und zugeknöpftem Makintosh und ich — ich — ich liebäugelte mit dem blonden Tage, in dessen Augen ich zwei Kapitel eines Romanes las, der mir lieber war als alle Romane der Madame Caroline Pichler bis herab zur Madame Amalie Schoppe, geborenen Weiße.

Als der Eilwagen Presburg erreicht hatte, stieg der Schwefelholzmann und gleich darauf auch der Engländer aus. Ich sah, wie Master Beefsteak den Dicken bei Seite nahm, und hörte ganz deutlich, wie er fragte:

— Wieviel Schwefelhölzchen haben Sie in den „zwei Pistolen" verzehrt?

— Das letzte Mal 19,350 Stück.

— Goddam, ich bewundere Sie!

— Warum? fragte der Dicke.

— Weil Sie so viel Holz und Schwefel verdauen können?

— Beefsteak! rief der Dicke, wieder einsteigend.

Ich lachte fort bis nach Pesth. Hier angekommen, begleitete ich den blonden Tag bis zum Gasthofe. Aber denken Sie sich meinen Schreck, als ich bemerkte, daß meiner Dame die goldene Uhr mit sammt der Kette und mir meine Brieftasche mit all' meinem Gelde fehlte.

— Man hat uns bestohlen, riefen wir Beide.

Acht Tage später erfuhren wir, daß der harmlose Passagier, der dicke Mann, der Alles nach Schwefelhölzchen berechnet hatte, ein pfiffiger Spitzbube gewesen war. Wollen Sie auch seinen Namen wissen?

— Ja, ja, riefen Alle.

— Es war unser gefürchteter Landsmann Schobri.

— Bravo, Bravo! rief Pfaffenheim und applaudirte. Die ganze Gesellschaft folgte seinem Beispiele.

— Dieser Schobri, begann Gräfin Liane, ist ein Proteus, der hundert verschiedenartige Gestalten anzunehmen und mit jeder neuen Maske einen neuen Charakter anzuziehen versteht. Ich habe von diesem listigen Patrone schon so viel lustige Streiche gehört, daß ich ihn für mein Leben gern einmal sehen möchte. Wenn dieser Schobri kein Spitzbube wäre, man könnte sich in ihn verlieben!

— Ich habe mir sagen lassen, daß er abschreckend häßlich sein soll, sagte Schobri.

— Ich habe gerade das Gegentheil gehört, erwiderte die Gräfin. Er soll eine höchst interessante Physiognomie haben.

— So sind die Frauen! meinte Saphir. Sie können selbst einen Spitzbuben interessant finden, wenn dieser Spitzbube auch weiter gar nichts als die Kunst versteht, ein Bischen Aufsehen zu erregen.

Die Unterhaltung wandte sich bald einem andern Gegenstande zu. Man sprach von tausend Kleinigkeiten — und be-

gab sich endlich zu Tische. Gräfin Liane wies Herrn Schobri, den sie interessanter als jeden ihrer anderen Gäste zu finden schien, einen Platz zu ihrer Linken an.

— Sie scheinen verstimmt, mein lieber Baron. Nehmen Sie es übel, wenn ich frage, weshalb Sie es sind!

— Ich habe heute einen Brief erhalten, der mich morgen früh nach Wien zurückruft.

— Wie, Sie wollen so schnell uns schon verlassen?

— Geschäfte, die keinen Aufschub leiden, machen es durchaus nothwendig.

— Und wann gedenken Sie zu uns zurückzukehren?

— In längstens acht Tagen.

— Ich habe eine verwitwete Schwester in Wien. Darf ich Ihnen ein Briefchen an sie mitgeben?

— Ich bitte darum.

— Sie hat bei einem der hiesigen Juweliere einen Schmuck bestellt, den ich gestern für sie in Empfang genommen habe. Wollen Sie auch damit sich beschweren?

— Betrachten Sie mich ganz als Ihren Chargé d'affaires und sein Sie überzeugt, daß ich mich jedes Auftrags pünktlich entledigen werde.

— Es wäre ein Verbrechen, daran zweifeln zu wollen.

Schobri war ganz entzückt, aber noch nicht einig, was ihn mehr interessire: der Glanz ihrer Schönheit oder der Schimmer ihrer Diamanten. Der Pfeil, der den Knäuel ihrer dunklen Haare zusammenhielt, die beiden Zitternadeln, die Ferronière, das Halsband, die Ohrgehänge, die Broche, der Gürtel und die Armbänder bildeten einen Juwelenschmuck, dessen Werth sich auf mehr als fünfzehntausend Gulden belief.

— Gräfin Liane ist schön, sehr schön, noch weit schöner aber ist ihr Schmuck, dachte unser Held und sann auf eine List, wie er sie dessen berauben sollte.

Da kam ihm der Zufall zu Hilfe.

— Kommen Sie, Baron, sagte Liane, als ihre Gäste sich von der Tafel erhoben und in den Ballsaal zurückkehrten.

Sie nahm ein Licht und führte ihn in ihr Boudoir. Dort setzte sie sich an ihr Pult und schrieb den Brief an ihre Schwester.

Schobri placirte sich hinter ihrem Fauteuil, zog mit bewundernswerther Gewandtheit eine der beiden Diamant-Zitternadeln aus ihrem Haargeflecht und steckte sie mit großer Gemüthsruhe in die Tasche. Eben wollte er ihr auch die zweite entführen, als sie ihr Köpfchen umdrehte.

— Fertig, sagte sie, das spiegelglatte Blatt zusammenlegend und mit einer Oblate zusiegelnd. Ich habe mich heute mit fremden Federn geschmückt, sagte sie dann und nahm das Stirnband, das Collier, die Ohrgehänge, den Gürtel und die Armbänder ab. Dieser Schmuck gehört meiner Schwester, fuhr sie fort und legte nun ein Stück nach dem andern in eine eigends dazu gemachte Schatulle. Es fehlen nur noch der Pfeil und die beiden Zitternadeln.

Schobri erschrak, denn eine dieser Nadeln befand sich bereits in seiner Tasche. Als Liane diese Nadel vermißte, erschrak auch sie.

— Was suchen Sie, Gräfin? fragte Schobri.

— Eine dieser Nadeln. Ob ich sie im Saale oder hier verloren habe?

— Wir wollen suchen!

Und jeder nahm ein Licht. Der Eine suchte da, die Andere dort.

— Gefunden, gefunden! rief unser diebischer Held.

— Und wo lag sie?

— Hier an der Thürschwelle.

— Dank, tausend Dank, Baron, sagte Liane, legte die Nadel gleichfalls an ihren Platz, verschloß die Schatulle und gab Herrn Schobri den Schlüssel dazu. Da Sie in acht Tagen nach Pesth zurückkehren, habe ich meine Schwester ersucht, mir den Betrag für diesen Schmuck durch Sie einzuschicken.

Der Gauner nahm Schatulle und Brief, küßte der Gräfin die Hand und fuhr bald darauf nach Hause.

Achtes Kapitel.

Die Landpartie. Wo bleiben sie? Ein merkwürdiges Billet. Schreck auf Schreck! Die falschen Banknoten. Doctor Pffffzki wird unangenehm. Der Wirth muß bluten. Pffffzki ist nicht Pffffzki.

Am andern Morgen, als der Kellner auf Nummer 4 das Frühstück brachte, fragte Pfaffenheim:

— Wie weit ist's von hier nach ...?

— Fünf kleine Stunden.

— Meine Frau will dort eine Landsmännin besuchen. Können Sie bis heute Abend Ihre Equipage entbehren?

— O ja, Herr Baron!

— Lassen Sie augenblicklich anspannen! Wir wollen den schönen Tag nicht unbenutzt vorüberziehen lassen.

Gleich nach dem Frühstücke sagte Schobri zu seiner Geliebten:

— Komme, Seraphine, wir haben keine Zeit zu verlieren!

Unten harrte der Wirth. Mit tiefen Verbeugungen geleitete er seine Gäste bis zum Wagen, wünschte ihnen gutes Wetter, viel Vergnügen und Gott weiß was noch mehr.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Es wurde Mittag, es wurde Abend, es wurde Nacht; aber weder Baron noch Equipage kehrten heim. Man wartete bis zwei Uhr Nachts. Niemand kam.

— Sollte dem guten Baron ein Unglück zugestoßen sein? Sollten ihn Räuber überfallen haben? fragte sich der Wirth und wurde von Minute zu Minute besorgter.

Da klingelte es plötzlich am Hausthore.

— Das wird er sein, sagte der Wirth und eilte mit dem Oberkellner dem Erwarteten entgegen.

Aber nicht Baron Pfaffenheim, sondern Doctor Pffffzki war der Heimkehrende. Wirth und Kellner erstaunten, denn Keiner hatte ihn ausgehen gesehen.

— Wir können nun auf den Baron nicht länger warten, meinte der müde Wirth und begab sich zu Bette.

Aber die Besorgniß, was aus seinen Gästen, was aus seinem Wagen und aus seinen Pferden geworden, ließ ihn nicht einschlafen.

Am andern Morgen kam der Kutscher, zwar ohne Wagen und Pferde, aber mit einem Billet folgenden Inhalts zurück:

Mein Herr Wirth!

Ich halte es für eine eben so heilige, als angenehme Pflicht, Ihnen für die Gastfreundschaft, die Sie mir und meiner Frau zu Theil werden ließen, den freundlichsten Dank und die Versicherung abzustatten, daß ich Ihren vortrefflichen Gasthof überall gebührend empfehlen werde.

Da Ihr Wagen und Ihre Pferde meiner Frau außerordentlich gut gefallen haben, so konnte ich mir nicht das Vergnügen versagen, sie bis zu meiner Rückkehr nach Pesth als ein Andenken Ihrer Freundschaft zu behalten und Ihnen bis dahin als Unterpfand meiner Schuld ein Paar Koffer, ein Luftkissen und einen Schlafrock zurückzulassen.

Behalten Sie in gutem Andenken

Ihren
Sie hochachtenden Landsmann
Ignaz Nockerl, genannt Schobri.

— Schobri? Schobri?? rief der Wirth und rieb sich die Stirn, wie Jemand, der mit wachen Augen zu träumen glaubt.

Noch einmal las er den Brief und schlug dann eine satanische Lache auf.

— Dieser Baron Pfaff von Pfaffenheim ist also kein Anderer als der Schurke Schobri! O Vincenz, Vincenz, was bist Du bei all' Deiner Physiognomik für ein ungeheurer

Esel! Meine Rechnung! Mein Wagen!! Meine Pferde!!! Und Du Hornvieh hast den Spitzbuben ruhig fortfahren lassen? fragte er den Kutscher.

— Haben mich vom Bock gerissen ... haben mich geprügelt ... haben mich geknebelt ... die Räuber, die Spitzbuben!

— Mein Wagen! Meine Pferde!! Meine Rechnung!!! Lauft zur Polizei und macht die Anzeige! Ich lasse den Hallunken in alle Zeitungen setzen.

In demselben Augenblick klingelte es auf Nummer 5 so stark, daß das ganze Haus zusammenlief.

— Der Wirth! Der Wirth! Wo ist der Wirth? rief Doctor Pffffzki, der wie ein Wahnsinniger fortschellte.

— Was ist denn vorgefallen? fragte der Wirth.

— Ein Betrug, ein schändlicher Betrug! Sie wissen, daß ich gestern tausend Stück Dukaten wechseln ließ ...

— Ich selbst habe Ihnen den Betrag dafür in Banknoten gebracht.

— Gut, daß Sie dies vor Zeugen eingestehen. Hier sind Ihre Banknoten; Sie sind ein Betrüger, ein Schurke, ein Falschmünzer!

— Ich? rief der hoch erstaunte Wirth.

— Diese elenden Banknoten sind falsch. Können Sie nachweisen, von wem Sie diese falschen Banknoten erhalten haben?

— Jesus Maria und Joseph, mich trifft der Schlag! Ich habe sie vom Spitzbuben Schobri.

— Herr, wie kommen Sie zu Schobri?

— Er hat dicht nebenan gewohnt, hat sich für einen Baron ausgegeben, ist mit meinem Wagen und mit meinen Pferden durchgegangen; ich möchte mir vor Aerger die Haare ausraufen!

— Das können Sie bei Gelegenheit versuchen! Vor Allem aber verlange ich von Ihnen meine tausend Stück Kremnitzer Dukaten zurück. Weigern Sie sich, dann werde ich die fal-

schen Banknoten der Polizei übergeben und Sie als Helfershelfer, als Falschmünzer, als einen Schurken, der mit dem Räuber Schobri verkehrt hat, anzeigen. Ein sauberes Hôtel, in welchem Banditen und Falschmünzer hausen!

— Herr, machen Sie mich nicht unglücklich! Wenn man erfährt, daß Schobri in meinem Hôtel gewohnt hat, dann bin ich ruinirt.

— Natürlich! Und wenn man erfährt, daß Sie mir für echtes Gold falsche Banknoten in die Hand gespielt haben, dann werden Sie, wenn es noch Gerechtigkeit in der Welt giebt, höchst wahrscheinlich gehangen werden.

— Herr, was soll ich thun?

— Mir meine tausend Dukaten zurückgeben oder sich aufs Schlimmste gefaßt machen.

— Doctor, ich springe ins Wasser!

— Gebrauchen Sie ganz Ihre Bequemlichkeit, aber muthen Sie mir nicht zu, falsche Banknoten für echtes Gold anzunehmen.

— Herr, ich bin ein armer Familienvater!

— Dito, dito!

— Ich bin ein rechtschaffener, unbescholtener Bürger!

— Glauben Sie, daß ich etwas Anderes bin? Entschließen Sie sich: wollen Sie mir meine tausend Dukaten zurückgeben, oder soll ich Sie als Falschmünzer anklagen?

Die Angst, in den Verdacht zu kommen, mit Schobri unter einer Decke gespielt zu haben, preßte dem armen Gastwirthe tausend Dukaten ab.

Doctor Pfffftzki gab ihm dafür die falschen Banknoten zurück und begehrte dann seine Rechnung, die er sofort bezahlte.

Der Wirth lief schleunig zur Polizei und verlangte, daß Schobri gerichtlich verfolgt und auf der Flucht eingeholt werde. Nach des Kutschers Aussage hatte der Räuberhauptmann den Weg nach Hermannstadt eingeschlagen. Die gute Polizei traf sofort Anstalten.

Eine Stunde später fuhr Doctor Pfffftzki in seinem

Einspänner nach Ofen. Auf der Brücke zog er sein Tagebuch hervor und notirte folgendes:

— Vom 26. bis 30. August im Gasthofe zum „König von Ungarn" zu gleicher Zeit als Baron Pfaff von Pfaffenheim und Doctor Pfffftzki gewohnt.

NB. Saphir und seine Brieftasche!

Während die liebe, umsichtige Polizei Herrn Schobri auf der Straße nach Siebenbürgen verfolgte, verkaufte er in Ofen den Wagen und die Pferde des „Königs von Ungarn".

Neuntes Kapitel.

Wien. Graf Hallasy. Statistik der reisenden Engländer. Capitain Bobble. Eine Witwe, die niemals einen Mann gehabt. Ein Gelegenheits-Salon. Die Maitresse der geheimen Polizei.

Zwei Tage später kam unser Schobri in Begleitung seiner Geliebten mit dem Eilwagen in Wien an und stieg im Gasthofe zum „goldenen Lamm" in der Leopoldstadt ab.

Gleich nach seiner Ankunft begab er sich aufs Post-Bureau, um dort gegen Vorzeigung seines Passes, ausgestellt auf „Stephan Graf Hallasy", den Brief mit den zweitausend Dukaten, die ihm Graf S. auf einen falschen Creditbrief ausgezahlt hatte, in Empfang zu nehmen.

Noch an demselben Tage machte er an der Wirthstafel — seine Geliebte speiste auf ihrem Zimmer — die Bekanntschaft eines rothblonden, bildhäßlichen Engländers, in dem seine Spitzbuben-Augen gleich beim ersten Anblick eine gute Prise erkannten.

Die Söhne Albions bilden als Reisende eine so eigenthümliche Gruppe, daß sie in mehr als einer Beziehung Jedem sogleich auffällt.

Unter tausend Engländern, die unser Festland alljährlich mit ihrer langweiligen Gegenwart beglücken, befinden sich durchschnittlich:

333 Officiere auf halbem Solde.
140 ruinirte Spieler.
90 Kammermädchen und Gouvernanten.
90 Kammerdiener, Jockeys und Sprachlehrer.
80 dem Kings-Bench entflohene Schuldenmacher.
60 Kranke, meistentheils Schwindsüchtige, die dem englischen Nebel entfliehen.
50 abgedankte Maitressen.
45 mittelalterliche Mädchen, die einen deutschen Baron, einen französischen Grafen oder einen italienischen Herzog zu heirathen wünschen.
40 mit ihren Männern in Uneinigkeit lebende Frauen, die sich über dieses Unglück auf dem Festlande zu trösten wissen.
30 Standespersonen, die zu arm oder zu geizig sind, in England ein Haus, alle Gesellschaften und Mode-Thorheiten mitmachen zu können.
20 junge Leute, die sich in keiner Stadt länger als vierundzwanzig Stunden aufhalten, um sagen zu können, daß sie einmal dagewesen sind.
15 wirklich reiche und vornehme Engländer, die sich auf dem Festlande ebenso langweilen, als in ihrer Heimath.
7 Leute, welche reisen, um Geist und Herz auszubilden.

Von tausend reisenden Engländern haben neunhundert nicht mehr Geld, als die Touristen anderer Länder, und dennoch heißt man die Engländer überall und vorzugsweise in Deutschland willkommen, weil unser liebes, gutes, einfältiges Volk sich eben so wenig einen Engländer ohne Geld als einen Gelehrten ohne Brille denken kann.

Master Bobble gehörte zur Cathegorie der 333, d. h. er

war Capitain auf halbem Solde und nebenbei Neffe eines ungeheuer reichen Rasiermesser-Fabrikanten, der ihm das Vergnügen gemacht hatte, zu rechter Zeit ins unbekannte Jenseits hinüberzusegeln und ihn als Universalerben seines Vermögens einzusetzen. Im Uebrigen war Capitain Bobble ein harmloser, äußerst gutmüthiger Mensch, der wenig Haare auf dem Kopfe und noch weniger auf den Zähnen hatte.

Unser Schobri, der als Räuber, welcher auf Bildung Anspruch macht, fünf bis sechs Sprachen spricht, hatte den Capitain Bobble englisch angeredet und ihn dadurch sogleich für sich eingenommen.

Abends führte der Capitain seinen neuen Freund bei Frau von M. ein.

Diese Frau von M. ist Witwe. Es giebt zwar viele Leute, welche behaupten wollen, sie sei niemals verheirathet gewesen; doch zeigt sie in ihrem Schlafkabinet Jedem, der sie besucht, das mit Immortellen bekränzte Bild ihres verstorbenen Gemahls, dessen Verlust sie so innig beweint, als ob der brave Mann erst gestern gestorben wäre. Diese Witwe scheint reich, sehr reich; doch weiß Niemand, wo dieser Reichthum hergekommen ist. Sie sucht zwar den Leuten einzureden, daß ihr seliger Gemahl, welcher General in portugiesischen Diensten gewesen sein soll, ihr große Besitzungen in der Gegend von Lissabon und außerdem ein bedeutendes Vermögen hinterlassen habe; doch kenne ich Viele, die nichts von dem Allen glauben wollen.

Aber so viel ist gewiß, daß Frau von M. ein großes Haus macht. Jedes Kind in Wien kennt ihr Hôtel und mehr noch ihren Salon.

Dieser Salon ist vielleicht der schönste der ganzen Kaiserstadt. Die Wände dieses oblongen Saales sind mit großen marmoreingefaßten, reichvergoldeten Spiegeln bedeckt. Der Plafond, ein Meisterstück der Malerei, trägt drei große Lüstres, deren Kerzenglanz ein magisches Licht ausgießt. In jeder Ecke des Saales ist eine Nische, in der eine mythologische

Bildsäule prangt, die nur zur Hälfte durch pyramidenartig aufgestellte Blumen-Vasen verdeckt wird. Rings um den Saal laufen seidene Divans und Fauteuils, worauf man wie im Schooße Abrahams sitzt. Dieser Salon ist das Stelldichein junger, schöner und durchaus nicht spröder Frauen, die, auf Eroberungen und Abenteuer ausgehend, sich gegenseitig durch Schönheit und Grazie, durch Witz und Laune, vor Allem aber durch tausend geheimnißvolle Künste einer reizenden Toilette zu verdunkeln suchen. Das Bedürfniß, Bekanntschaften einzufädeln, Liaisons anzuknüpfen, vereinigt bei Frau von M. alle fremde Notabilitäten, die durch Bekannte bei ihr eingeführt werden. Man wirft hier Netze aus, ist Köder oder Fisch, fängt oder wird gefangen. Im Uebrigen amüsirt man sich bei Frau von M. besser, als irgendwo in Wien. Man erzählt sich Neuigkeiten und Bonmots, spricht von Theater und Literatur, von Liebschaften, Ehescheidungen und Allem, was ins Gebiet der Chronique scandaleuse gehört; man tauscht mit dem unschuldigsten Lächeln fein candirte Zweideutigkeiten aus, versteht Spaß und nimmt durchaus nichts übel. — Später kommen andere Unterhaltungen an die Reihe: man musicirt, so gut man kann, singt, so schlecht es geht; man tanzt und lacht; man schlürft Eis, trinkt Champagner und — fast hätte ich die Hauptsache vergessen — man spielt, spielt hoch, sehr hoch, gewinnt oder verliert, borgt oder nimmt geborgt und ruinirt sich oder Andere.

Eine der Hauptfiguren dieses, ganz nach Pariser Art gebildeten Salons war eine transparente, dünnbeinige, pockennarbige, beim Kärnthner-Theater angestellte Ballettänzerin, die, früher Figurantin bei der großen Oper in Paris, dort zwei bornirte Bankiers an den Bettelstab und drei empfindsame Lords ins Tollhaus gebracht hatte. Mademoiselle Victorine — ich nenne sie bei ihrem Vornamen — hatte als Maitresse eines Beamteten, der die Seele der Wiener geheimen Polizei hieß, einen so mächtigen Einfluß, daß alle Welt und namentlich jeder junge Mann, der sich um ein Amt be-

warb und eine glänzende Carrière zu machen wünschte, nichts Klügeres thun konnte, als ihr den Hof zu machen um jeden Preis!

Zu den Enthusiasten, die den Siegeswagen dieser aus Watte und Koketterie zusammengeleimten Sylphide zogen, gehörte auch Capitain Bobble, der bei Mademoiselle Victorine seit jenem Augenblick, wo er ihr seine Huldigung in Gestalt eines echten Cashemir-Shawls zu Füßen gelegt hatte, so gut angeschrieben war, daß er zu jeder Stunde des Tages, mit Ausnahme der Einzigen, in der sie ausschließlich der nach Liebe lechzenden Seele der geheimen Polizei angehörte, bei ihr Zutritt und die Erlaubniß hatte, sie nach Belieben anzubeten. Lori, der indigoblaue Papagei, den ihr der ***sche Gesandte, Trilby, der schneeweiße Spitz, den ihr die Seele der geheimen Polizei geschenkt, und Bobble, der rothborstige Capitain, bildeten ihren Hofstaat, ihre Leibgarde. Diese drei Wesen nannte sie ihre Hausthiere und betheuerte bei Allem, was einer Tänzerin heilig ist, daß das Eine ihr gerade so lieb und werth wie das Andere sei. Der gute Engländer fühlte sich bis in die Nagelspitzen geschmeichelt.

An jenem Abende, an dem er den Grafen Hallasy bei Frau von M. eingeführt hatte, erbat er sich von Mademoiselle Victorine die Erlaubniß, ihr seinen Freund vorstellen zu dürfen.

— Hat er Geld?

— Ja!

— Ist er eifersüchtig?

— Nein!

— Dann will ich ihn kennen lernen.

Eine halbe Stunde später waren Victorine und Schobri so vertraut mit einander, als ob sie sich seit Jahren schon gekannt hätten. Die Tänzerin lud ihn auf den folgenden Tag zum Gabelfrühstück ein.

Zehntes Kapitel.

Der echte und der falsche Schmuck. Der Betrag und die Quittung. Eine Scene bei Victorinen. Ein verdächtiger Hut. Der bezauberte Carton. Wer hat genies't? Der verrathene Seladon. Ein Mittel, das Herrn Schobri zum Schweigen bringt.

Acht Tage waren seit jenem Frühstücke verflossen. Herr Schobri hatte während dieser Zeit nach dem Muster des echten Schmuckes, der ihm von der Gräfin Liane anvertraut worden war, einen täuschend ähnlichen von falschen Steinen anfertigen lassen, die echten stückweise bei verschiedenen Juwelieren verkauft und dafür über zwölftausend Gulden Conventionsmünze eingenommen.

Mit dem falschen Schmuck und Lianens Empfehlungsschreiben begab sich Schobri, als Baron von Pfaffenheim, zur Gräfin von R., die, durch ihre Schwester schon vor acht Tagen von seiner Ankunft unterrichtet, ihn als Ueberbringer des sehnlich erwarteten Schmucks herzlich willkommen hieß.

— Ich hatte Sie, mein lieber Baron, schon viel früher erwartet, sagte die Gräfin.

— In Presburg traf mich das Mißgeschick, von der Gicht dergestalt heimgesucht zu werden, daß ich auf Anrathen des Arztes sechs Tage das Bette hüten mußte. Erst gestern angelangt, habe ich mich beeilt, Ihnen schon heute meine Aufwartung zu machen, um mich ungesäumt meines Auftrags zu entledigen, erwiderte Schobri, ihr das Schreiben und den Schmuck überreichend.

— Wann gedenken Sie nach Pesth zurückzukehren? fragte die Gräfin, voll Neugier das Schmuckkästchen öffnend.

— Ich hoffe, meine Geschäfte bis heute Abend abgemacht zu haben und dann morgen früh mit Extrapost wieder abzureisen.

— Meine Schwester hat mir die Rechnung des Juweliers mitgeschickt. Darf ich mir erlauben, Ihnen den Betrag dafür einzuhändigen und Sie zu bitten, das Geld meiner Schwester zu übergeben?

Das war es eben, was Schobri haben wollte, und hätte die Gräfin nicht davon angefangen, so würde er sie daran erinnert haben.

— Ich unterziehe mich dieses Auftrags um so lieber, da er mir auch von Seiten Ihrer Schwester zu Theil geworden ist.

— Und wie viel beträgt die Rechnung?

— Die Summe wird wohl in dem Schreiben, das ich Ihnen überreicht habe, angegeben sein.

— Nein, Baron; wohl aber in dem Briefe, den ich vor acht Tagen erhalten habe. Ich will später nachsehen und Ihnen die Summe, damit Sie sich nicht noch einmal herzubemühen brauchen, in Ihre Wohnung schicken. In welchem Hôtel sind Sie abgestiegen?

Diese Frage setzte unsern Helden etwas in Verlegenheit. Hätte er der Gräfin das „goldene Lamm" genannt, so würde der Diener, der ihm das Geld überbringen sollte, dort nach dem Baron Pfaffenheim gefragt und die Antwort erhalten haben, daß ein Fremder dieses Namens hier gar nicht abgestiegen sei, was gleich Verdacht erregt hätte.

Ich wohne in der „Stadt London" sagte Schobri, möchte Sie aber ersuchen, mir das Geld nicht hinzuschicken, weil ich vor Mitternacht nicht heimkehren werde.

— Nun, wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, so will ich Ihnen den Betrag jetzt gleich einhändigen, sagte die Gräfin, begab sich aus ihrem Boudoir in das angrenzende Gemach, suchte dort Lianens Brief, in welchem der Betrag der Rechnung angegeben war, und schloß dort ihre Geld-Schatulle auf.

Schobri ließ diesen Augenblick des Alleinseins nicht ungenutzt vorüberziehen. Seine Spitzbuben-Augen streiften über

den Rippes-Tisch und gewahrten unter vielen Kleinodien ein Brillantkreuz, das gleich darauf in seine Tasche wanderte.

— Hier, mein lieber Baron, sind 15,258 Gulden, sagte die zurückkehrende Gräfin.

— Erlauben Sie mir, gnädige Frau, daß ich Ihnen den richtigen Empfang bescheinige.

— Wozu das?

— Es ist der Ordnung wegen, meinte Schobri, setzte sich ans Pult, nahm sich ein Blatt Papier und quittirte den Empfang des Geldes.

— Sollten Ihre Geschäfte bis heute Abend nicht abgemacht und Sie gezwungen sein, morgen noch in Wien zu bleiben, dann erwarte ich Ihren freundlichen Besuch, mein guter Baron.

— Wo könnte ich mich wohl besser, als in so angenehmer Gesellschaft amüsiren, erwiderte Schobri, machte eine höchst adelige Verbeugung und ging seine Wege.

Die Gräfin legte sich den falschen Schmuck an, begaffte sich eine halbe Stunde lang in ihrem Toiletten-Spiegel nnd gestand sich, daß 15,258 Gulden zwar ungemein viel Geld, der Schmuck aber auch von der Art sei, daß er auf der nächsten Soirée des Fürsten M. großes Aufsehen erregen müsse.

Von der Gräfin begab sich unser Herr Schobri zur Mademoiselle Victorine, mit welcher er, obgleich seine Bekanntschaft erst acht Tage alt war, schon auf so vertrautem Fuße lebte, daß er, wie Capitain Bobble in die Zahl ihrer Hausthiere aufgenommen, zu jeder Stunde des Tages vorgelassen wurde.

Zwei Stunden früher war von dem Mode-Atelier der „schönen Wienerin" ein ungewöhnlich großer Carton angekommen, in dem sich drei neue Spitzenkleider befanden, womit die gute Seele der geheimen Polizei seine kleine Tänzerin, die derlei Geschenke sehr hoch aufzunehmen pflegte, überraschen wollte. Victorine war ob dieser neuen Aufmerksamkeit so gerührt, wie ein Wesen ihrer Art es nur immer sein kann.

Bald darauf war auch der alte Sünder erschienen, um sich zu überzeugen, welchen Eindruck dieser neue Act seiner unerschöpflichen Großmuth auf ihr Herz gemacht habe. Victorine, die den alten Seladon immer erst nach dem Theater zu empfangen pflegte, war durch sein Erscheinen zu so ungewöhnlicher Zeit mehr bestürzt als erfreut, denn in den Vormittagsstunden war sie gewohnt, andere Besuche zu erwarten, Besuche, die sie vor dem alten Herrn gern verheimlichte. Kein Wunder also, daß sie auf Kohlen saß.

Die Seele der geheimen Polizei, die bei ihr zu frühstücken geruhte, tunkte eben einen Zwieback in die Chocolade ein, als das Kammermädchen mit schlecht verhehlter Miene großer Schadenfreude die Ankunft des Grafen Hallasy anmeldete.

— Sag' ihm, ich befände mich noch im Bade.

— Das geht nicht, Fräulein.

— Warum nicht? fragte die Seele der geheimen Polizei.

— Ich habe ihm gesagt, daß Fräulein das Bad bereits verlassen habe.

— Dann sag' ihm, daß ich bereits ausgefahren sei.

— Auch das geht nicht, denn ich habe ihm schon gesagt, daß Sie zu Hause seien.

— Gans! rief die bestürzte Tänzerin.

— Liebste, sagte der alte Seladon, Du bringst mich da in eine verwünschte Verlegenheit.

— Aber weshalb ängstigen Sie sich? — Graf Hallasy ...

— Kennt mich, denn er ist mir unlängst vorgestellt worden. Trifft er mich bei Dir, dann erfährt die ganze Stadt, daß ich Dich besuche, und Du weißt, meine Stellung ist von der Art, daß ich Grund zu wünschen habe, daß unser Verhältniß für Leute dieser Art ein Geheimniß bleibe.

— Ich weiß aber wahrlich keinen Ausweg. Mein Boudoir hat leider nur eine Thür und diese führt in das Nebenzimmer.

— Reden Sie leiser, Fräulein; in diesem Nebenzimmer haben der Herr Graf bereits Platz genommen.

— Himmel, fällt Ihnen denn gar kein Coup d'état ein?

— Mir fällt überhaupt gar nichts ein. Zum Unglück ist in diesem Zimmer nicht einmal ein Schrank, in den ich mich verstecken könnte.

— Halt, da fällt mir ein guter Gedanke ein. Dort steht ein Carton, der so groß ist, daß Sie bequem darin Platz haben.

— Wie? Du muthest mir zu, in diese Schachtel hinein zu kriechen?

— Ich sehe keinen andern Ausweg.

— In dieser verdammten Schachtel kann man mit der schönsten Manier ersticken.

— Warum nicht gar! In fünf Minuten habe ich ihn mir vom Halse geschafft!

— Nun denn, in Gottes Namen, sagte die Seele der geheimen Polizei und verkroch sich in den Carton.

Victorine deckte den alten Herrn mit dem Deckel zu und gab der boshaften Kammerzofe, die das Lachen nicht unterdrücken konnte, den Auftrag, das Maul zu halten und den Herrn einzulassen.

— Guten Morgen, reizende Victorine, sagte der Graf und setzte sich, weil er sehr müde war und Sopha und Stühle mit Kleidungsstücken belegt fand, auf den Carton, in dessen Innern die Seele der geheimen Polizei versteckt war.

Man denke sich den Schreck der armen Tänzerin! Sie brachte ihm sogleich einen Stuhl und bat ihn, den unbequemen Platz aufzugeben, wozu dieser Mephisto aber durchaus nicht zu bewegen war. Er betheuerte, auf dieser alten Schachtel so bequem, wie auf keinem Stuhle der Welt zu sitzen und trommelte mit seinen bespornten Stiefel-Absätzen dergestalt an die Wände des unbequemen Pappendeckel-Kerkers, daß der armen Seele der geheimen Polizei der Angstschweis auf die Stirn trat.

— Teufel, rief der Graf, dort auf dem Claviere sehe ich einen Hut!

— Und ist das etwas so Merkwürdiges? fragte die schlaue Pirouettes-Heldin.

— Dieser Hut läßt die Anwesenheit eines Mannes vermuthen. Sie sind verlegen, meine kleine Victorine! Gestehen Sie, bekennen Sie: Sie haben Jemanden bei sich versteckt.

— Sie irren, Freund; es ist mein Reithut!

— Ihr Reithut? Sieht so wohl ein Reithut aus? Das ist ein Hut von Anno Eins, wie ihn nur alte Esel aus dem vorigen Jahrhundert tragen.

— Mein Herr, ich verbitte mir derlei Anspielungen ... ich sage, daß der Hut mir gehört.

— Glauben Sie, daß ich das glaube?

— Das ist sehr unverschämt, Herr Graf.

— Himmel, was hab' ich gehört? rief der Graf vom Carton aufspringend.

— Was haben Sie gehört?

— Unter mir hat's soeben genies't.

— Ich glaube, Sie träumen!

— Beim Propheten, unter mir hat Jemand genies't! Das geht nicht mit richtigen Dingen zu. Dieser Carton ist behext, sagte Schobri und riß keck den Deckel weg.

— Welche Frechheit! rief die Tänzerin.

— O, ich bitte 1838 Mal um Verzeihung. Hätte ich ahnen können, daß diese Schachtel die Arche eines solchen Noahs sei, ich würde sie besser respectirt haben.

— He, he! lachte der verrathene Seladon, wohl einsehend, daß es nun das Allervernünftigste sei, zum bösen Spiele eine gute Miene zu machen. Nun, lieber Graf, wie gefällt Ihnen dieser Spaß? fragte er, aus der Arche steigend und sich den Angstschweis von der Stirn wischend.

— O, ganz allerliebst! Das ist eine köstliche Idee, eine drastische Situation! Sie giebt mir Stoff...

— Zum Schweigen! fiel ihm Victorine ins Wort.

— Ich schweige, du schweigst, er schweigt, wir schweigen, ihr schweiget, sie schweigen. Nicht wahr, ich conjugire wie

ein junger Gott? Nun aber will ich Sie nicht länger stören. Mein Herr, ich bitte nochmals um Entschuldigung! Mein Fräulein, ich empfehle mich, sprach Mephisto und verschwand.

— Fatal, höchst fatal! brummte der alte Herr. Dieser indiscrete Mensch ist im Stande, das Alles, was er hier erlebt hat, anderswo drucken zu lassen.

— Auch ich befürchte das; solch einem Touristen, der in der Welt blos deshalb umherreis't, um überall die Chronique scandaleuse auszubeuten, solch einem Unverschämten ist nichts heilig ...

— Er stellt mich an dem Pranger und giebt mich dem Gespötte des ganzen Lesepöbels preis.

— Zum Glück weiß ich ein Mittel, das ihn zum Schweigen bringt.

— Und das wäre?

— Wir müssen ihm eine Anstellung geben.

— Du sprachst schon gestern davon; aber wüßte ich nur, als was wir ihn anstellen könnten!

— Und Sie können noch fragen? Brauchen Sie denn nicht geheime Agenten? Der Graf spricht sechs Sprachen ... er ist ein sehr gewandter, fein gebildeter Mann ...

— Und frech, sehr frech!

— Und eben darum glaube ich, daß er eine gute Acquisition für Sie wäre.

— Es frägt sich nur, ob er sich dazu hergeben wird?

— Das soll dann meine Sorge sein.

— Nun denn, so sprich mit ihm; sage ihm, daß ich gesonnen sei, einen Versuch mit ihm zu machen, notabene, wenn er Dir sein Ehrenwort giebt, die Scene, die er hier erlebt hat, zu verschweigen und weder mich noch Dich jemals vor den Augen der Welt zu compromittiren.

— Ich bürge Ihnen für seine Discretion.

— Gut, dann mag er mich morgen besuchen. Die Angst, der Schreck ist mir in alle Glieder gefahren. Ich schwitze wie ein Rettig, den man mit Salz bestreut hat.

— Beruhigen Sie sich; der ganze Vorfall bleibt ein Geheimniß!

— Ich will es hoffen, sagte die Seele der geheimen Polizei, sich den Schweis von der Stirn wischend.

— Wer aber ist, genau betrachtet, an dem ganzen Auftritt Schuld? Mein Kammermädchen!

— Die Gans! In acht Tagen muß sie aus der Stadt. Er ging.

Am andern Morgen machte Schobri, durch Victorinen von Allem unterrichtet, der Seele der geheimen Polizei seine Aufwartung.

Nach langem Hin- und Herreden sagte der Mäcen zu seinem Schützling:

— In vierzehn Tagen sollen Sie Bescheid erhalten.

Der Mann, der diese Antwort ertheilt hatte, war kein Anderer als Graf Sedlnitzki, derselbe, den Herr von Hormayr zehn Jahre später einen k. k. Jammer-Pudel zu nennen geruhte.

Elftes Kapitel.

Seraphine als Mitarbeiterin. Ein Maskenball im Redoutensaale. Master Eisbär. Die verliebte Vestalin. Capitain Bobble wird neugierig. Der eifersüchtige Römer. Es werden Ringe getauscht.

Es wird Leute geben, die nicht recht begreifen werden, weshalb mein Schobri auf seiner Reise eine Art Maitresse mit sich schleppt, welche müßig die Hände in den Schooß legt und ihn in seinem Spitzbuben-Handwerk nicht im Geringsten unterstützt. Diese Leute thun der armen Seraphine auffallend Unrecht, denn sie ist, sobald sich irgendwo eine passende

Gelegenheit darbietet, eine äußerst thätige, ungemein gewandte Mitarbeiterin ihres Quasi-Gemahls, gleichsam der weibliche Monsieur Bertrand dieses ungarischen Robert Macaire, die Leimruthe, an der schon mancher Gimpel picken blieb.

— Werden Sie heute Abend den Maskenball besuchen? fragte Graf Hallasy seinen Tischnachbar.

— Yes, antwortete Capitain Bobble.

— Haben Sie sich schon eine Maske ausgewählt?

— Yes, erwiderte die Porterbier-Creatur.

— Und was für Eine?

— Ich habe große Lust, mich als Eisbär zu maskiren.

— Pfui, Capitain! Wie können Sie Ihrem edlen Ich zumuthen, sich in ein Eisbär-Fell zu verkriechen?

— Englishman muß vor Allem originell sein!

— Sie riskiren aber in solcher Maske ausgelacht zu werden...

— Yes, erwiderte das zweibeinige Beefsteak. Doch kann mich das nicht abhalten, originell zu sein.

— Aber bedenken Sie doch, daß es durchaus infashionable ist, auf Maskeraden als vierfüßige Bestie umherzuwandeln!

— In England sind derlei Charaktermasken sehr en vogue. Lord Seymour erschien auf dem letzten Hofball als Orang-Utang und erregte in dieser Maske solches Aufsehen, daß alle Damen des Hofes sich wahnsinnig in ihn verliebten.

— Und Sie glauben, daß Sie als Eisbär auf die Wiener Frauen einen ähnlichen Eindruck machen werden?

— Yes, sagte Master Bobble.

— O Kameel! murmelte Schobri leise vor sich hin und sprach dann keine Sylbe mehr mit ihm.

— — — — — — — — —

Abends erschien Capitain Bobble wirklich als aufrechtgehender Eisbär; aber statt der Tatzen trug er buttergelbe Glacéhandschuhe mit gestickten Manschetten, auf der Brust eine goldene Lorgnette und unterm Arm einen Claque. Kein

Wunder, daß sein Erscheinen allgemeinen Spaß, ungeheure Heiterkeit erregte. Er wurde von den muthwilligen Masken unaufhörlich geneckt, gehänselt und gefoppt, aber alle Witze und Stichelreden prallten von seinem dicken Felle wie Kanonenkugeln von einer Rhinocaroshaut ab. Er wollte ja blos Aufsehen erregen, und da ihm diese Absicht vollkommen gelungen war, so konnte Niemand im ganzen Redoutensaale mit sich zufriedener, Niemand in seinem Innern froher und vergnügter sein, als unser pyramidalisch-bornirter Master Eisbär. Er beglasaugte alle Damen, kokettirte bald mit einer Vestalin, bald mit einer Fledermaus, bewunderte hier die reizende Wade einer drallen, kurzröckigen Tyrolerin, dort den hochwogenden Busen einer geschmeidigen, in Mousselin und Scharlach gehüllten Muselmännin und sagte sich mit großer Genugthuung: „Capitain Bobble, jeder dieser Maske ist in Dich sterblich verliebt.“

Master Eisbär hatte sich eben dem Buffet genähert, um die Gluth seines Innern durch einige Becher Eis niederzukämpfen, als Jemand ihm leise auf die Schulter dupfte und ihn bei seinem Namen nannte. Capitain Bobble wandte sich um und erblickte eine schneeweiße Vestalin.

— What the devil, Sie kennen mich? fragte unser Eisbär.

— Ach ja! erwiderte Vesta's keusche Priesterin mit vierundzwanzigpfündigem Seufzer.

— Und wo haben wir uns denn schon gesehen?

— Auf mehr als einer Soirée, auf mehr als einem Balle.

— Und zum Beispiel?

— Beim Bankier G. Beim Baron W. Bei Frau von M.

— Man findet dort der Leute so viele!

— Erinnern Sie sich einer Dame, die auf der letzten Soirée bei Frau von M. ein blauseidenes Kleid, ein schwarzsammetnes Baret und einen weißen Blondenschleier trug?

— Der Teufel kann sich all' diese Anzüge behalten.

— Sie kennen mich also wirklich nicht? Sie errathen nicht, wer ich bin?

— No! antwortete der Eisbär.

— Weh mir, dann hab' ich mich bitter getäuscht!

— Sie machen mich neugierig! Wer sind Sie, Madame, fragte der Eisbär und hob, von Neugier fortgerissen, einen Zipfel des kurzen Spitzenschleiers auf, der, an ihrer Halblarve befestigt, den untern Theil ihres Gesichts bedeckte.

Sie hielt noch frühzeitig genug Master Bobble's Arm zurück, um nicht von ihm demaskirt zu werden, aber doch schon zu spät, um vor ihm die Rosen ihres Mundes, das Elfenbein ihrer Zähne verbergen zu können.

— Ich glaubte, Madame wären alt und häßlich; aber ein Blick hat mich überzeugt, daß ich Ihnen Unrecht gethan, daß Sie jung, daß Sie schön, ja sogar sehr schön sind!

— Und ist dies Alles, was Sie einer Frau zu sagen wissen, die Sie liebt mit der ganzen Kraft ihrer Seele? O wie sehr hab' ich Sie verkannt!

Die Vestalin wollte sich entfernen. Der Eisbär hielt sie zurück.

— Bleiben Sie, Lady! Ich muß erfahren, wer Sie sind.

— Lassen Sie mich los, Capitain! Ich bitte, ich beschwöre Sie, hier alles Aufsehen zu vermeiden. Später vielleicht sollen Sie erfahren, wer ich bin; nur heute, nur hier nicht!

— Und warum nicht?

— Sehen Sie dort jenen stolzen Römer?

— Yes!

— Hinter dieser Maske ist mein eifersüchtiger Gemahl versteckt, von dessen Seite ich mich weggestohlen habe, um in Ihre Nähe zu eilen. Seine argwöhnischen Blicke suchen mich. Leben Sie wohl! sagte die Vestalin und wollte fort.

— Nur eine Frage noch! Wo sehen wir uns wieder?

— Auf der nächsten Soirée bei Frau von M. .

— Woran aber soll ich Sie erkennen?

— Gut, daß Sie mich daran erinnern. Haben Sie vielleicht einen Ring?

— Yes!

— Wir wollen tauschen, hier ist der Meinige! Tragen Sie ihn als ein Zeichen meiner Freundschaft.

— Yes! Wozu aber brauchen Sie einen Ring von mir?

— Sie werden ihn an meinem Finger glänzen sehen und durch ihn erfahren, wer ich bin.

Der Eisbär war ganz entzückt, denn in Sprache und Haltung, und selbst im Vorschlage der schönen Unbekannten, die Ringe zu tauschen, lag für ihn ein geheimnißvoller Reiz, der seine Fantasie erhitzte und ihm nicht Zeit ließ, sich über die lebhafte Leidenschaft zu verwundern, die er einer Frau eingeflößt, welche er früher nie gesehen hatte. Die Vestalin übte durch ihre Rede, die bald wie Befehl, bald wie Bitte klang, auf Master Bobble einen Zauber aus, der ihn nicht zur Besinnung kommen ließ. Fortgerissen von der Gluth einer Leidenschaft, die alle Rücksichten ihres Geschlechtes vergessen ließ, ergriff sie Bobble's Hand, preßte sie mit glühender Liebe in die ihrige und zog ihm dabei einen höchst kostbaren Diamant-Ring ab, von dem sich Master Eisbär schwerlich losgesagt hätte, wäre der Ring, den er dafür von der Unbekannten erhielt, dem äußern Anscheine nach nicht wenigstens eben so kostbar als der seinige gewesen.

— Auf Wiedersehen, sagte die Vestalin und verschwand.

Fünf Minuten nach diesem Abenteuer fragte der Römer seine Vestalin:

— Nun, ist Deine List gelungen?

— Hier ist sein Ring!

— Bravo, Bravissimo!

Unser Leser wird es längst errathen haben, daß dieser edle Römer kein Anderer, als Herr Schobri, daß diese keusche Vestalin seine Seraphine, und daß Master Eisbär der — Betrogene war.

Zwölftes Kapitel.

Schobri wird von den Journalen angegriffen. Die verzweifelnde Polizei. Sie sucht beim Spitzbuben Hilfe. Eine Unterredung mit der Seele der geheimen Polizei. Der Candidat erhält einen Auftrag.

Um dieselbe Zeit waren alle Pesther und Wiener Zeitungen voll von Schobri's neuen Gaunerstreichen. Sie berichteten mit gewohnter Ausführlichkeit, wie dieser gewandte Spitzbube den Grafen S., mit Hilfe eines falschen Creditbriefes, um zweitausend Dukaten geprellt, wie er mit der Pistole in der Hand dem Pesther Theater-Director für ein kleines Lustspiel, worin dieser Gauner die Hauptrolle spielt, ein Honorar von fünfhundert Gulden abgepreßt, wie er, einer und derselbe unter zwei ganz verschiedenen Gestalten, dem Wirthe vom „König von Ungarn" falsche Banknoten in die Hand gespielt, wie er ihm dafür tausend Dukaten und noch obendrein Wagen und Pferde abgegaunert, wie er für den echten Schmuck, den ihm Gräfin von K. anvertraut, ihrer Schwester in Wien einen falschen eingehändigt und dafür den Betrag des echten — über 15,000 Gulden, empfangen — Streiche, die wir unserm Leser bereits erzählt haben. Sämmtliche Journale erklärten einstimmig, daß es hohe Zeit sei, der Frechheit dieses unverschämten Spitzbuben einen Damm zu setzen. Die ungarischen Blätter, die eine dreistere Sprache zu führen gewohnt sind, fragten, wozu die Regierung eine so kostspielige geheime Polizei unterhalte und warum sie sich auf dieses ehrwürdige Institut soviel zu Gute thue, wenn dieses Institut nicht einmal im Stande sei, einem Spitzbuben, der sich gegenwärtig in Wien herumtreibe, das Handwerk zu legen. Die gute arme Polizei, deren Nachforschungssystem, diesem Gauner gegenüber, bis jetzt gänzlich erfolglos geblieben war, befand sich in

nicht geringer Verlegenheit, denn an Schobri, an diesem verschmitzten Ueberall und Nirgends, an diesem schlauen Chamäleon, das jeden Tag seine Farbe, seinen Charakter, seinen Namen änderte, scheiterten alle Künste ihrer Spione.

Zwei Tage nach Schobri's letztem Unternehmen auf dem Maskenballe ließ die Seele der geheimen Polizei den neuen Candidaten, den Grafen Hallasy, zu sich bitten.

— Es bietet sich jetzt eine Gelegenheit dar, sagte der alte Herr, den Beweis zu führen, daß Sie dem Amte, um welches Sie sich bei uns beworben haben, gewachsen sind; von dem Erfolge Ihrer Bemühungen hängt die Frage ab, ob wir Sie anstellen können oder nicht. Von allen Seiten Ungarns laufen bittere Klagen über den Gauner Schobri ein, der von Tage zu Tage kecker, frecher und gefährlicher für die allgemeine Sicherheit wird. Seit vierzehn Tagen soll sich dieser unverschämte Spitzbube in Wien umhertreiben. Die Gräfin von R. meldet uns, er habe ihr unlängst für einen echten Schmuck einen falschen aufgehängt und sie auf diese Weise nicht nur um den Schmuck, sondern auch um 15,000 Gulden betrogen.

— Unerhört! rief der edle Candidat der geheimen Polizei.

— Trotz der rastlosesten, angestrengtesten, sorgfältigsten Nachforschungen hat es uns bis heute nicht gelingen wollen, diesem frechen Gauner auf die Spur zu kommen. Man berichtet uns aus Ofen, er gebrauche die List, heute als Pole, morgen als Italiener, hier als Engländer, dort als Franzose, bald in dieser, bald in jener Gestalt aufzutreten und durch vornehme Haltung wie durch das allerehrlichste Gesicht der Welt die Wachsamkeit der Behörden zu täuschen. Der Patron soll fünf bis sechs Sprachen sprechen und von seiner früheren Laufbahn her — er war beim Theater angestellt — sich so geschickt zu schminken und Nasen zu drehen verstehen, daß er bald wie ein ehrwürdiger, eisgrauer Greis, bald wie ein blutjunger, lebenskräftiger Mann aussieht. Er soll eine Menge verschiedenfarbiger Perücken mit sich herumführen und heute

blondes, morgen schwarzes Haar tragen. Am meisten soll er mit Engländern verkehren, weil diese in der Regel reicher und dümmer als Andere sind.

— Mit Engländern? wiederholte Schobri. Himmel, da fährt mir plötzlich eine Idee durch den Kopf!

— Eine Idee! Was für Eine?

— Ich glaube diesen Schobri zu kennen!

— Wär's möglich?

— Ja, ja! Vor einigen Tagen habe ich an der Wirthstafel des Gasthofs, in dem ich wohne, die Bekanntschaft eines Engländers gemacht, welcher Bobble heißt und sich für einen Capitain ausgiebt. Dieser Mensch — er trägt eine rothblonde Perücke und an jedem Finger fünf bis sechs Ringe — ist mir gleich beim ersten Anblick höchst verdächtig vorgekommen. Als er gestern Mittag das Schnupftuch aus der Tasche zog, entfiel ihm eine Visitenkarte, die ich aufgehoben und — wenn ich nicht irre — bei mir habe, sagte Schobri und suchte in allen Taschen herum.

— Diese Karte könnte uns vielleicht noch mehr Gewißheit verschaffen.

— Hier ist sie, sprach der Candidat der geheimen Polizei.

— Himmel, welchen Namen lese ich da! Baron Pfaff von Pfaffenheim! Wir haben ihn, wir haben ihn! rief die Seele der geheimen Polizei, fast närrisch vor Freude.

— Wen haben wir? fragte Schobri mit der unschuldigsten Einfalt.

— Den Spitzbuben, den Gauner, den Hallunken, den Räuber Schobri haben wir!

— Ich begreife noch immer nicht, sagte der Candidat mit classisch-dummem Gesichte.

— Gleich soll Ihnen Alles klar werden. Baron Pfaff von Pfaffenheim ist der Name, unter welchem sich Schobri, als Ueberreicher des unechten Schmuckes, bei der Gräfin von R. eingeführt hat.

— Ah, nun fallen mir die Schuppen von den Augen.

— Jener Verdacht, den Sie auf den englischen Capitain geworfen haben, scheint dadurch festen Grund zu gewinnen. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß dieser Master Bobble entweder eine neue Maske dieses vielgestaltigen Gauners, oder wenigstens einer seiner Helfershelfer ist. Wie käme er sonst zu dieser Karte?

— So denke auch ich! sprach Schobri.

— Ich beauftrage Sie nun, den Capitain unausgesetzt zu beobachten und, sobald Sie Ihrer Sache ganz gewiß sind, sich seiner Person zu versichern. Ich werde Ihnen sogleich Vollmacht dazu geben, sagte die Seele der geheimen Polizei, setzte sich an ihr Pult und schrieb:

„Dem Vorzeiger dieses wird hiermit Vollmacht ertheilt, den Capitain Bobble dringenden Verdachts halber sofort festzunehmen und der Polizei-Behörde zu überliefern."

Er drückte das amtliche Siegel darauf und gab die Vollmacht dem guten Schobri.

— Der unverschämte Gauner soll uns nicht entwischen, triumphirte unser Candidat.

— Noch einmal mache ich Sie aufmerksam, von dieser Vollmacht dann erst Gebrauch zu machen, wenn Sie Ihrer Sache vollkommen gewiß sind, denn bedenken Sie, wie sehr wir uns compromittiren würden, wenn wir die Betise begingen, statt des Schuldigen, wie dies doch manchmal zu geschehen pflegt, einen Unschuldigen zu arretiren.

— Ich werde mit der größten Vorsicht zu Werke gehen.

— Und nun zu etwas Anderm! Fräulein Victorine, an deren Schicksal ich wahrhaft väterlichen Antheil nehme, hat mir erzählt, daß Sie gestern um ihre Hand angehalten...

— Ich habe es allerdings gewagt ...

— Aber so viel ich weiß, sind Sie bereits verheirathet...

— Wer sagt das?

— Ihr Paß, der dort auf meinem Pulte liegt.

— Um nicht den äußern Anstand zu verletzen, habe ich

die junge Witwe, die mir auf der Reise Gesellschaft leistet, für meine Frau ausgegeben.

— Sie sind also nicht verheirathet?

— Auf Cavalier-Parole, ich bin unverheirathet!

— Und der Name dieser jungen Witwe?

— Baronesse Therese von A., entgegnete mein Held, dem es zur Beantwortung solcher Fragen niemals an bekannten Namen fehlte.

— Donnerwetter, meine Nichte?

— Ihre Nichte? wiederholte Schobri ganz verdutzt.

— Allerdings, meine Nichte!

— Sie scheinen vergessen zu haben, daß es in Pesth zwei ganz verschiedene Familien dieses Namens giebt. Die Eine stammt aus Mähren und die Andere aus Schlesien.

— Und aus welcher dieser beiden Familien stammt Ihre junge Witwe?

Das war nun freilich eine höchst kitzliche, ungemein verfängliche, außerordentlich gefährliche Frage, von deren Beantwortung viel, ja sogar Alles abhing. Das Glück, das den Herren Spitzbuben immer günstiger als uns ehrlichen Leuten ist, soufflirte ihm:

— Aus der mährischen!

— Ah, dann ist jene achtbare Witwe keineswegs meine Nichte, denn diese stammt aus der schlesischen Familie.

— Ganz recht, meinte Schobri, als ob er dies Alles ganz genau gewußt hätte.

— Sie werden mir erlauben, lieber Graf, über diese Witwe nähere Erkundigungen einzuziehen; dann wollen wir über jenen Punkt, den ich vorhin berührt habe, weiter reden, sagte die Seele der geheimen Polizei.

— Ich bitte darum, erwiderte Schobri, weil ich um keinen Preis der Welt den Verdacht auf mich laden möchte, Ihnen eine Unwahrheit gesagt zu haben.

— Begeben Sie sich nun auf Ihren Posten, ziehen Sie über diesen verdächtigen Engländer die allergenauesten Erkun-

digungen ein und lassen Sie mich je eher je lieber das Resultat derselben wissen.

Der Candidat der geheimen Polizei empfahl sich der Huld seines Gönners und ging.

— Teufel! sagte Schobri, als er die Treppe hinabstieg, da wäre ich fast in die Dinte gerathen!

Dreizehntes Kapitel.

Schobri besucht den Master Bobble. Ein kostbarer Schreck. Der Mittelpunkt der Verschwörung. Spielberg oder Munkacz. Schobri läßt sich bestechen. Der Capitain packt. Die Flucht nach der Türkei. Ein Brief an die Seele der geheimen Polizei.

Gegen Abend verfügte sich Graf Hallasy, mit der polizeilichen Vollmacht in der Tasche, zum Capitain Bobble, der eine reizende Chambre garnie in der Jägerzeile, unfern des Praters, bewohnte und dort so üppig wie ein indischer Nabob eingerichtet war.

Mit einer türkischen Pfeife im Munde und mit Capitain Marryat's „Peter Simpel" in der Hand, lag der gute Engländer seiner ganzen Länge nach auf dem schwellenden Roßhaar-Divan ausgestreckt, als der Candidat der geheimen Polizei etwas unsanft anklopfte.

— Entrez! rief Master Bobble mit seinem gewöhnlichen und durch Nichts aus der Fassung zu bringenden Phlegma.

— Salue, Capitaine!

— Bon soir, Monsieur le Comte! Was verschafft mir die Ehre? fragte Master Bobble, aufstehend, sich die Glieder reckend und seinen Gast ungenirt angähnend.

— Liebster bester Capitain, es thut mir außerordentlich

leid, Ihnen sagen zu müssen, daß ich in einer sowohl für Sie als für mich höchst unangenehmen Sache erscheine.

— Wollen Sie eine Geld-Anleihe bei mir riskiren oder, wie man's hier zu Lande nennt, mich anpumpen?

— Das nicht, mein liebwerther Master Bobble.

— Very good, denn sehen Sie, ich habe es mir auf dem Continente zum Grundsatz gemacht, selbst dem besten meiner Freunde, ja sogar meinem eigenen Vater, wenn er jetzt aus dem Grabe auferstände, keinen Schilling zu leihen.

— Sie thun sehr klug daran, denn es giebt nichts Fataleres in der Welt, als Jedem, der sich ohne Umstände unsern Freund nennt, Geld auf sogenanntes Ehrenwort, gleichsam eine Hypothek auf ein Haus, das nirgends existirt, herzuleihen.

— Yes! sprach der Capitain. Da Sie mich also nicht anpumpen wollen, macht es mir ein großes Vergnügen, Sie willkommen zu heißen und nochmals zu fragen, was mir die Ehre Ihres höchst schätzbaren Besuches verschafft?

— Ich komme im Auftrage der Polizei.

— Der Polizei? fragte Master Bobble, der bei jeder Gelegenheit eine ganz besondere Idiosyncrasie gegen diese ehrwürdige Sprosse der Staatsleiter an den Tag zu legen pflegte. Sind Sie denn ein Mitglied dieses ehrwürdigen Instituts?

— Zu dienen, Master Bobble.

— Sie scherzen!

— Nicht im Geringsten! Ich habe die Ehre, einer jener zum Wohle der allgemeinen Sicherheit unumgänglich nothwendigen Staatsdiener zu sein, die im gewöhnlichen Leben unter dem etwas allzugehässigen Ausdruck „Polizeispione“ bekannt sind.

— Sie, Herr Graf, sind ein Spion?

— Glauben Sie vielleicht, daß ich der Einzige bin?

— No! antwortete kurz und trocken Capitain Bobble. Aber darf ich wohl endlich erfahren, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?

— Ich habe den höchst unangenehmen Auftrag erhalten, mich Ihrer werthen Person zu bemächtigen.

— Sich meiner Person zu bemächtigen? What the devil, was heißt das?

— Das heißt nicht mehr und nicht weniger, als Sie sofort zu arretiren,

— Mich? Mich, Eugen Reginald Bobble, Esquire und Capitain im Dienste Ihrer königlich britischen Majestät?

— Ja, Sie, Sie und keinen Andern!

— Ein Scherz, nichts als ein Scherz!

— Lesen Sie, um sich genau vom Gegentheile zu überzeugen, dieses Blatt, sagte Schobri, dem Capitain die Vollmacht dicht vor die Nase haltend.

— „Dem Vorzeiger dieses, begann unser Engländer langsam abzulesen, wird hiermit Wollnacht . . .

— Vollmacht heißt das!

— Vollmacht, richtig, Vollmacht ertheilt, den Capitain Bobble trinkenden ...

— Dringenden Verdachtes halber sofort festzunehmen.“ Festzunehmen? wiederholte unser Inglishman, pourquoi, warum, weßhalb?

— Ich habe als Beamteter zwar keine Verpflichtung, Ihnen diese Frage zu beantworten — denn eine wohlorganisirte Polizei braucht nie und nirgends Gründe anzugeben — — da ich aber Ihr Freund bin und Sie persönlich achte und unendlich bedauere, so will ich Ihnen, freilich nur unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, den Grund sagen, weßhalb ich mich Ihrer werthen Person bemächtigen soll. Sie sind des Verdachtes angeklagt, der Heerd einer durch ganz Oesterreich, Ungarn und Italien vielfach verzweigten Verschwörung, der Emissair einer von England und Frankreich ausgehenden Propaganda, der Mittelpunkt einer revolutionairen Camarilla zu sein.

— Ich, Eugen Reginald Bobble, Esquire und Capitain

im Dienste Ihrer königlich britischen Majestät, ich der Heerd, ich der Mittelpunkt eines Complots?

— Die Polizei hat höchst triftige Indicien.

— Indicien? Was sind dies für Schurken?

— Indicien nennt man Gründe, und diese Gründe sind von der Art, daß ich Sie bitten muß, Master Bobble, mir augenblicklich zu folgen.

— Wohin?

— Auf die Ober-Polizei-Direction.

— Aber, Goddam, was soll ich dort?

— Sich über das Complot, in das Sie verwickelt sind, vernehmen lassen.

— Ich weiß nichts, weiß gar nichts!

— Dies würde Jeder an Ihrer Stelle sagen; aber die Polizei hat das Recht, an Allem, was sie nicht glauben will, so lange zu zweifeln, bis sie sich genau vom Gegentheile überzeugt hat. Erweis't es sich, daß sie sich geirrt hat, dann haben Sie von Glück zu sagen, wenn Sie in einem halben Jahre wieder in Freiheit gesetzt werden; erweis't es sich aber, daß Sie schuldig sind — was ich leider nur allzusehr glaube — dann kommen Sie zwanzig Jahre auf den Spielberg oder nach Munkacz.

— Herr, mich trifft der Schlag!

— Das glaub' ich Ihnen, Capitain! Solche Aussicht hat in der That nichts Angenehmes.

— Goddam, seh' ich denn wie der Mittelpunkt einer Verschwörung aus?

— Ihr Gesicht hat in der That etwas ungemein Verdächtiges.

— Dieses Gesicht, rief Bobble vor den Spiegel tretend, dieses Gesicht könnte Verdacht erregen?

— Folgen Sie mir, Capitain! Es drängt die Zeit; ich muß Sie abliefern.

— Es ist also wirklich wahr, daß Sie mich arretiren sollen?

— Freund, wie konnten Sie nur einen Augenblick daran zweifeln? Würde ich's wohl je gewagt haben, mir solch einen Scherz zu erlauben?

— Und Sie wollen mich nun wirklich abliefern?

— Was bleibt mir wohl Anderes übrig? Mir blutet das Herz ... ich möchte Ihretwegen bittere Thränen weinen ...

— Edler Mann!

— Schafskopf! dachte Schobri bei sich. Aber sehen Sie denn nicht selbst ein, daß mir nichts Anderes übrig bleibt, als diesem Befehle Folge zu leisten?

— Noch giebt es einen Ausweg. Lassen Sie mich fliehen!

— Herr, was denken Sie von mir?

— Ich bitte, ich beschwöre Sie, lassen Sie mich fliehen. Es kann Ihnen doch am Ende ganz gleichgiltig sein, ob ich auf der Festung oder anderswo sitze.

— Aber die Pflicht, die Pflicht! rief der Gauner mit dem ehrlichsten Pathos.

— Freund, drücken Sie ein Auge zu! Goddam, ich verlange es nicht umsonst. Mein Onkel, der reichste Rasirmesser-Fabrikant Alt-Englands, hat mir ein jährliches Einkommen von 6000 Pfund Sterling hinterlassen. Es giebt Augenblicke, wo mich königlich großbritannische Großmuth anwandelt. Graf, Freund, lassen Sie mich fliehen und ich gebe Ihnen ...

— Was geben Sie mir, theurer Freund?

— Zwei funkelnagelneue Rasirmesser von meinem seligen Oheim.

— Capitain, ich glaube, Sie sind toll!

— Yes, ich glaube es selbst, denn wie kann ich Ihnen für eine so große Gefälligkeit eine so winzigkleine Belohnung anbieten? Ach, my dear, Sie sollen mehr, viel mehr erhalten. Hier, sagte der Capitain, seine Schatulle öffnend, in der ein ganzes Häuflein von Banknoten lag, hier ist ein Papier

von fünfhundert Pfund. Nehmen Sie es als ein Zeichen meiner Freundschaft und lassen Sie mich fliehen.

— Herr, glauben Sie, daß ich wegen einer solchen Kleinigkeit meine Amtspflicht verletzen und einen Verbrecher Ihrer Art der Strafe des Gesetzes entziehen werde?

— Wie, Sie glauben noch immer, daß ich der Mittelpunkt einer Verschwörung bin?

— Ich glaube es nicht nur, ich beschwöre es sogar!

— Herr, machen Sie mich nicht unglücklich; nehmen Sie diese fünfhundert Pfund.

— Welche Zumuthung!

— Ist das nicht genug? Gut, hier haben Sie tausend Pfund.

Schobri, den Kopf nachdenkend hin- und herschüttelnd, berechnete im Stillen, wieviel diese Summe im 20 Gulden-Fuß beträgt.

— Sie überlegen? Freund, nehmen Sie das Geld und lassen Sie mich laufen.

— Nein, nein! Es geht nicht, es geht durchaus nicht!

— Aber warum geht es nicht?

— Weil es mein Gewissen nicht erlaubt!

— Wie aber, wenn ich Ihnen noch einmal so viel, wenn ich Ihnen zweitausend Pfund gebe?

— Dann, Capitain, rief Schobri, fast aus der Rolle fallend, dann will ich Gnade vor Recht ergehen und Sie fliehen lassen, wohin es Ihnen beliebt.

— Hier sind vier Noten von fünfhundert Pfund! Ich fliehe sofort nach der Türkei.

— Meinetwegen nach Kamtschatka! Aber eilen Sie; in längstens einer Stunde dürfen Sie nicht mehr in Wien sein, denn es ist Gefahr im Verzuge; sobald Sie in andere Hände fallen, sind Sie rettungslos verloren.

— Ich packe schon, rief Master Bobble.

— Wenn Sie Ihre Freiheit lieben, dann spuden, dann

tummeln Sie sich. Jede Minute bringt Sie dem Spielberge näher.

— Ich zittere an allen Gliedern.

— Zittern Sie später; jetzt aber packen Sie so schnell als möglich.

— In zehn Minuten bin ich reisefertig.

— Eh bien, Capitain, reisen Sie mit Gott und allen Engeln seiner sieben Himmel, sagte Schobri, legte seine Hände segenspendend auf das Haupt des düpirten Freundes, umarmte, herzte und küßte ihn mit einer Rührung, um die selbst Robert Macaire, sein Pariser College, ihn beneidet haben würde, nahm die zweitausend Pfund, drückte ihm, mit zwei herrlich erkünstelten Thränen im Auge, die Hand und — eilte fort.

Die Angst, die der arme Master Bobble ausstand, ist schwer zu beschreiben. Das rasche Einpacken erhitzte ihn dergestalt, daß er am ganzen Leibe zu schwitzen anfing. Er verwünschte sich und die ganze Polizei, wiederholte in fünf Minuten mindestens zehnmal: Ich der Mittelpunkt einer Verschwörung!!! und schüttelte den Kopf und knirschte mit den Zähnen und stampfte mit den Füßen und wurde vor lauter Zorn nicht fertig mit dem Einpacken, denn bald vergaß er Dies, bald Jenes, und mußte dann das wieder aufschnallen, was er eben erst zugeschnallt hatte.

Der gute Schobri war unterdessen nach seiner Wohnung zurückgekehrt.

— Nun? fragte Seraphine, ihm voll Neugier entgegeneilend.

— Der königlich großbritannische Gimpel ist gerupft. Hier sind zweitausend Pfund Sterling!

— Herrlich, herrlich!

— Eingepackt, eingepackt! Es ist hohe Zeit, daß wir uns aus dem Staube machen. Die Pferde habe ich bereits bestellt ... sie müssen bald da sein.

Während seine Geliebte die Anstalten zur Abreise traf, schrieb Schobri einen Brief, den er dem Kellner, als er diesem

die Rechnung bezahlte, mit der dringenden Bitte übergab, diesen Brief erst nach Verlauf von drei Tagen an die Seele der geheimen Polizei abzuschicken.

Eine halbe Stunde später jagten zwei vierspännige Extraposten zu zwei entgegengesetzten Thoren der Kaiserstadt Wien hinaus. In dem einen Wagen saß Master Bobble, im andern Schobri und sein weiblicher Gehilfe. Der Erstere floh nach der Türkei, der Andere begab sich nach Böhmen.

Der Inhalt des Briefes, der am vierten Tage richtig an seine Adresse gelangte, lautete wie folgt:

Excellenz!

Der Unterzeichnete bedauert unendlich, Ihnen ganz im Vertrauen die Mittheilung machen zu müssen, daß Schobri, der fast drei volle Wochen unter dem Namen eines Grafen Hallasyi im „goldenen Lamm" gewohnt und durch Mademoiselle Victorine auf eine höchst drollige Weise Ihre sehr interessante Bekanntschaft gemacht hat, noch vor Thoresschluß glücklich entflohen ist und aus diesem ziemlich einfachen Grunde ebensowenig von einer Anstellung bei der geheimen Polizei als von der Hand Ihrer kleinen pockennarbigen Liebschaft Gebrauch machen kann.

Zu Ihrer Beruhigung verspricht der Unterzeichnete, sein erstes Zusammentreffen mit Ihnen, die bekannte Carton-Scene, vorläufig in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen und diesen Schleier nur dann zu lüften, wenn der Unterzeichnete einmal seine Memoiren erscheinen läßt, was, im Vorbeigehen gesagt, vielleicht noch im Laufe dieses Jahres geschehen könnte.

Mit freilich ganz nutzloser, aber gewiß höchst aufrichtiger Verehrung wagt der Unterzeichnete, sich zu nennen:

Ew. u. s. w.

ganz unterthänigsten Diener

Ignaz Nockerl, genannt Schobri.

P. S. Capitain Bobble, von mir mittelst Ihrer Vollmacht, die anbei zurückfolgt, in Todesangst gejagt, hat, obgleich durchaus unschuldig, aus leicht erklärlicher Abneigung gegen den Spielberg sich mit mir sehr anständig abgefunden und die Flucht ergriffen.

Meinen Handkuß an unsere beiderseitige Freundin Victorine.

Der Obige.

Die geheime Polizei fiel in Ohnmacht.

Vierzehntes Kapitel.

Prag. Herr Hofrath und Comthur Thaddäus von Lämmlein. Das „schwarze Roß". Zwei merkwürdige Kellner. Skizze der alten Czechenstadt. Die Moldau-Brücke und der heilige Johann Nepomuk. Erstes Aufglimmen der Reue.

Acht Tage nach jener glücklich gelungenen Mystification, bei welcher Meister Schobri dem einfältigen Master Bobble einen so kostbaren Schreck eingejagt hatte, las man in der „Prager Zeitung" unter den Tags zuvor angekommenen Fremden einen Hofrath und Comthur Thaddäus von Lämmlein nebst Fräulein Schwester aus Riga angekündigt. Mein liebenswürdiger Leser müßte auffallend kurzsichtig sein, wenn er in diesem sogenannten Hofrath und Comthur, wie in dessen sogenannter Schwester nicht augenblicklich Ungarns Robert Macaire und dessen Mitarbeiterin, d. h. unsern lieben guten Schobri und dessen ausgezeichnete Freundin Seraphine erkennen würde. Beide hatten sich im „schwarzen Roß" einquartirt, in jenem Gasthofe, der, beiläufig erwähnt, damals eine Zierde Prags, nicht blos wegen seines ganz ausgezeich-

neten Wirths und seiner höchst vortrefflichen Küche, sondern auch wegen zwei seiner Kellner weit und breit so sehr berühmt war, daß mancher Reisende damals blos der Letzteren wegen in diesen Gasthof einzukehren pflegte. Der eine dieser Kellner verstand so täuschend das Krähen des Hahnes nachzuahmen, daß die Sonne und mancher Passagier, durch dieses falsche Signal gefoppt, manchen Morgen um zwei Stunden zu früh aufgestanden sein soll; der Andere vermochte auf seinem Gesichte so frappant alle Schattirungen eines Gewitters, das Einschlagen des Blitzes und das Rollen des Donners nachzuahmen, daß in der Küche — wie dies bei wirklichen Gewittern häufig zu geschehen pflegt — mehr als einmal die Milch geronnen sein soll; was beides gewiß höchst merkwürdig, wenn auch nicht ganz wahr sein dürfte.

Der Hofrath und Comthur Thaddäus von Lämmlein, der nur noch eine Nacht in Prag zu bleiben beschlossen hatte, machte gleich nach Tische große Toilette — d. h. er steckte sich sechs bis sieben russische Orden in's Knopfloch, nahm unter den einen Arm seine schwarzseidene Schwester und unter den andern — weil der Himmel sehr umzogen war — seinen braunseidenen Regenschirm und unternahm eine kleine Promenade durch die Stadt, um sie, wenn auch nicht ganz, wenigstens doch theilweise kennen zu lernen. Auch ihm gefiel die uralte, ehrwürdige, hunderttürmige und, wie Rom, auf sieben Hügeln majestätisch ausgebreitete Czechenstadt mit ihrem Wischerad und Hradschin, mit ihren engen, winkeligen und dennoch schönen Straßen, auf deren Pflaster wenig Schmutz und viel Geschichte liegt; auch ihm gefiel dieses altergraue und doch jugendlichfrische Prag mit seinen schmucken Palästen im italienischen und seinen imposanten Häusern im altdeutschen Style, aus deren Fenstern viel slawische Poesie und manches hübsche Judenmädchen auf die Vorübergehenden herabsieht; auch ihm gefiel diese Königsstadt mit ihren zehn Synagogen, fünfzig Kirchen und hundert andern Sehenswürdigkeiten, unter welchen ihn keine so sehr interessirte, als die weltberühmte Brücke mit

den 28 steinernen Bildsäulen, jene Brücke, in deren Mitte Böhmens Schutzpatron, der erst 346 Jahre nach seinem Tode von Benedict XIII. heilig gesprochene Johann von Pomuk, genannt Nepomuk, gleichsam als ein steinernes Pasquill auf König Wenzel und zugleich als Vorposten dasteht, zu dessen Füßen man von frommer Beter-Schaar die erbaulichen Verse absingen hört:

O heiliger Nepomuk,
Der Du stehst auf Prager Bruck,
Der Du hast mussen
Dein Leben bußen
In Moldau-Flussen
Ein!

Du armer Heiliger, declamirte Schobri leise vor sich hin, als er, zum ersten Male von religiösen Gedanken bestürmt, vor dessen Bildsäule stand, Du eben so bedauerns- als bewundernswerther Johann Nepomuk, was mußtest Du Dir in Deinem frommen Leben von bösen Menschen gefallen lassen. Man verkannte und verläumdete Dich. Man klagte Dich eines unerlaubten Umgangs mit Deinem Beichtkinde, der Königin, an. Der wilde, ewigbetrunkene König Wenzel IV. ließ Dich, weil Du ihm das, was seine Gemahlin, die arme Johanna, Dir gebeichtet hatte, um keinen Preis verrathen wolltest, zuerst in den Kerker und dann in die Moldau werfen. Dort unten lag Dein Leichnam, hier oben steht Deine Bildsäule; ich wollte, Deine Bildsäule läge dort unten, und Du selbst ständest, zu neuem Leben erwacht, hier oben und jagtest die alten Weiber, die Dir zu Ehren so schlechte Verse absingen, und die Polizeidiener mit den Haselstöcken fort, die hier auf und ab gehen, um jedem Fremden, der auf der falschen Seite der Brücke, d. h. rechts statt links oder links statt rechts lustwandelt, einen Wink, oder — wenn es ein armer Handwerksbursche ist — einen Puff zu geben. Du armer Heiliger, wieviel Gesindel dieser und anderer Art siehst Du tagtäglich an Dir vorüberziehen! O gäb' es noch heutzutage einen Beichtvater, verschwiegen wie Du, dann wüßte ich einen armen

Teufel, der zu ihm eilen, sein Herz und seine Sünden vor ihm ausschütten, in sich gehen, das Geschehene bereuen und sich bessern würde. O heiliger Johann Nepomuk, könntest Du im Herzen jenes Mannes die Geschichte vom linken Hinterfuße der Giraffe lesen, Du würdest Mitleid mit ihm fühlen, Dich seiner erbarmen und sagen:

— Geh hin, Nazi, ich vergebe Dir!

Der arme Schobri, der, wie man aus diesem Selbstgespräche ersieht, etwas von Geschichte und auch etwas von Weltschmerz wegbekommen hatte, stände vielleicht noch jetzt auf der Prager Brücke, vor dem Bildnisse dieses Heiligen, oder wäre vielleicht, um sich zu bessern, schon längst in irgend ein neues Kloster nach Bayern oder sonst wo hingegangen, hätte es damals, als er die erste und leider auch letzte Anwandlung aufrichtiger Reue verspürt hatte, nicht dermaßen stark zu regnen angefangen, daß er mitten in seinem Selbstgespräche gestört, seinen Regenschirm aufspannen und nach dem Gasthofe zurückeilen mußte.

In demselben Hôtel, dicht neben dem Zimmer, das der Herr Hofrath und Comthur Thaddäus von Lämmlein bewohnte, logirte seit einigen Tagen ein Fremder, der — wie oft und sonderbar der Zufall hier und da die Leute zusammenwürfelt! — gleichfalls Hofrath und Comthur, Friedrich August von Wölflein hieß und — wie das Fremdenbuch aussagte — aus Karlsruhe war. Der Comthur des kaiserlich russischen St. Annen-Ordens und der Comthur des großherzoglich badischen Zähringer-Löwen-Ordens, das Lämmlein und das Wölflein, waren nur durch eine Tapetenthür getrennt.

Nachts, als im Gasthofe schon Alles im festen Schlafe lag, und die Schwester des Hofraths Lämmlein sich, Anstands halber, im Nebenzimmer zur Ruhe begeben hatte, wandelte beide Comthure die Lust an, sich gegenseitig einen Besuch abzustatten. Jeder von Beiden klopfte, um sich zu überzeugen, ob der Andere noch wach oder bereits eingeschlafen sei, in einer und derselben Sekunde ganz leise an die Zwischenthür.

Fast unwillkührlich entschlüpfte jedem der beiden Comthure der Ruf: Herein!

Herr Hofrath von Lämmlein, viel gefaßter als Herr Hofrath von Wölflein, öffnete die Thür.

Beide Comthure wünschten sich gegenseitig: Guten Abend!

L. Wenn ich nicht irre, so sind Sie Herr Hofrath Wölflein aus Karlsruhe.

W. Und wenn ich nicht irre, so sind Sie Herr Hofrath Lämmlein aus Riga.

L. Kennen Sie mich?

W. Habe nicht die Ehre! Aber kennen Sie mich vielleicht?

L. Habe nicht das Vergnügen!

W. Und doch nennen wir uns Beide bei unserm Namen!

L. Sie haben vermuthlich das Fremdenbuch gelesen?

W. Zu dienen. Und Sie?

L. Ebenfalls! Aber wenn ich mich nicht irre . . .

W. So sind Sie nicht der, für den Sie sich ausgeben?

L. Dasselbe wollte auch ich Ihnen sagen. Ich glaube, wir thäten klüger daran . . .

W. Uns gegenseitig zu demaskiren, wollen Sie sagen.

L. Ganz recht! Und damit Sie sehen, daß ich Zutrauen zu Ihnen habe, so will ich den Anfang machen. Ich bin Schobri.

W. Es freut mich unendlich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Dem Rufe nach sind Sie mir freilich schon sehr lange bekannt.

L. Und Ihr Name?

W. Ich heiße Babinsky und bin das in Böhmen, was Sie in Ungarn sind.

L. Wenn ich nicht irre, so habe ich unlängst Ihre Biographie gelesen*).

---

*) Babinsky. Modernes Räuberbild aus Böhmens Gegenwart. Herausgegeben von C. Herloßsohn.

Anmerk. des Verlegers.

W. Reden wir von etwas Besserm! Wie lange gedenken Sie sich in Prag noch aufzuhalten?

L. Nur noch diese Nacht. Und Sie?

W. Auch ich reise morgen früh weiter.

L. Und wohin?

W. Wozu diese Frage?

L. Damit wir uns gegenseitig nicht ins Gehege kommen.

W. Ich gehe nach Karlsbad.

L. Ich fahre nach Teplitz.

W. Und wann sehen wir uns wieder?

L. Hoffentlich nie mehr!

W. Nun denn, so behalten Sie mich überall in gutem Andenken.

L. Dasselbe bitte auch ich.

Beide Herren Comthure schüttelten sich die Hände und — begaben sich gleich darauf zur Ruhe.

Edles Räuber-Paar, schlaf' wohl, schlaf' wohl!

Fünfzehntes Kapitel.

Teplitz. Ein preußischer Kammergerichts-Referendar und ein russischer Hofschauspieler. Madame Bock. Physiognomien der Frauen. Eine Vorstellung im Theater. Der Unwiderstehliche sucht sich bemerkbar zu machen. Umsonst!

Sei freundlich gegrüßt, mein freundliches Teplitz! Sei zwei-, sei dreimal gegrüßt, Du Krone der böhmischen Bäder, Du liebe schmucke Mignonstadt mit Deinem Schloßberge im Osten und Deinem Wachholderberge im Süden, mit Deinen 500 niedlichen und barock getauften Häusern und Deinen 3000 fröhlichen Einwohnern, worunter — damals — ein ganzer

Bürgermeister und ein halber Componist oder, wie Andere behaupten wollten, ein halber Bürgermeister und ein ganzer Componist gelebt, welcher Joseph Wolfram geheißen und unter fünf mittelmäßigen Opern auch eine gute, „das Schloß Candra", geschrieben hatte und seit drei Jahren im Schooße der Erde vom Schweiße seines doppelten Berufes ausruht. — Friede seiner Asche!

Die Saison des Jahres 1838 war eine der glänzendsten und lustigsten der drei letzten Decennien. Ueber viertausend Kurgäste, darunter der königliche Stammgast und Particulier, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, waren aus aller Herren Länder zusammengeströmt, um hier die naiven Naturfreuden eines harmlosen Badelebens zu genießen, d. h. Morgens Gesundbrunnen, Eselsmilch und frische Luft zu trinken, Mittags auf dem Zimmer oder an der Wirthstafel zu essen, Nachmittags im Schloßgarten zu flaniren oder einen Ausflug in die Umgegend zu machen und Abends ins Theater zu gehen. — Wer von uns weiß es nicht, daß man im Bade ein wahres Schlaraffenleben führt, daß da Müßiggang die einzige Beschäftigung ist und daß man sich nirgends so sehr zu tausend tollen Scherzen aufgelegt fühlt, als in einem lustigen Kurorte.

Alle Gasthöfe und Privatwohnungen waren überfüllt und die Wirthe so kreuzfidel wie die Kinder Israels, als der liebe Gott ihnen in der Wüste Manna ins Maul regnen ließ.

In der letzten Badeliste unter den Tags vorher angekommenen und im Gasthofe zum „goldenen Hirsch" abgestiegenen Fremden befand sich der königlich preußische Kammergerichts-Referendar Hannibal Scipio von Patzke aus Berlin und der kaiserlich russische Hofschauspieler Bock aus St. Petersburg. Der Erstere war ein junger, kleiner, blonder Geck und Stutzer, der eine goldene Brille und — ob er gleich nie auf dem Pferde saß — silberne Sporen, auf der Brust drei große Diamantknöpfe und eine goldene mit Perlen und Türkisen besetzte Lorgnette, in der Westentasche eine der schönsten Breguet-Uhren, auf dem vierten Finger seiner linken Hand eine

Pyramide kostbarer Ringe, in der Brusttasche eine goldene Dose und in der Rocktasche eine silberne Cigarrenbüchse bei sich trug und nach allen Wohlgerüchen Arabiens und der Herren Treu und Nuglisch, der bekannten Berliner Parfumeure, dermaßen roch, daß manche Dame, welche schwache Nerven und starke Passionen hatte, davon betäubt und schwindelig wurde. Im Uebrigen nährte er, wie fast jeder königlich preußische Kammergerichts-Referendar, in seiner Brust die feste Ueberzeugung, daß er der schönste Mann auf Gottes Erdboden und ganz unwiderstehlich sei. — Der kaiserlich russische Hofschauspieler Bock war dagegen ein einfacher, schlichter und fast spießbürgerlicher Mann; desto mehr aber fiel seine Frau auf, die, wie jede Schauspielerin, viel Eleganz und Koketterie zur Schau trug. Madame Bock hatte eine jener interessanten Physiognomien, die sich weit leichter durch Musik als durch Worte beschreiben lassen. —

Nach meiner Ansicht kann man die Physiognomien der Frauen in zwölf Dur- und in zwölf Moll-Tonarten eintheilen. Nach diesem musikalischen Systeme giebt es:

1.	C-dur	Phys.	ohne Kreuz	offen, freundlich harmlos.
2.	C-moll	"	mit 3 B	schwermüthig, schmerzlich, bewegt.
3.	Cis-dur	"	" 5 B	aufbrausend, feurig.
4.	Cis-moll	"	" 4 Krzn.	träumerisch, fantastisch.
5.	D-dur	"	" 2 Krzn.	heiter, lustig, kokett.
6.	D-moll	"	" 1 B	unbefriedigte Sehnsucht.
7.	Es-dur	"	" 3 B	ernst, gemessen, gravitätisch.
8.	Es-moll	"	" 6 B	verzweifelnde Liebe.
9.	E-dur	"	" 4 Krzn.	imposant, gebieterisch.
10.	E-moll	"	" 1 Kreuz	geisterhaft, schaurig.
11.	F-dur	"	" 1 B	sanft und mild.
12.	F-moll	"	" 4 B	traurig, düster.
13.	Fis-dur	"	" 6 Krzn.	schläfrig, schwerfällig.
14.	Fis-moll	"	" 3 Krzn.	sentimental, melancholisch.
15.	G-dur	"	" 1 Kreuz	naiv, schelmisch.

16. G-moll	Phys.	mit	2 B	unglücklich liebend.
17. As-dur	„	„	4 B	edel, erhaben.
18. As-moll	„	„	6 Krzn.	tiefgefühlter Schmerz.
19. A-dur	„	„	3 Krzn.	leicht, üppig.
20. A-moll	„	ohne	Kreuz	schwärmerisch, verliebt.
21. B-dur	„	mit	2 B	stolz, spröde, vornehm.
22. B-moll	„	„	5 B	fromm, heilig, andächtig.
23. H-dur	„	„	5 Krzn.	bewegt, stürmisch, wild.
24. H-moll	„	„	2 Krzn.	wehklagend, niedergedrückt, schläfrig.

Fragt mich Jemand, wie diese oder jene Dame aussieht, die er nur dem Namen nach und nicht persönlich kennt, so frage ich ihn, ob er Musik versteht? Sagt er ja, dann nenne ich ihm die Tonart ihrer Physiognomie, gebe ihm die Farbe ihres Auges und ihrer Haare an und dann kennt er sie.

Der Begriff von Schönheit ist übrigens, wie wohl Jeder weiß, sehr verschieden. Der Eine liebt weibliche Physiognomien aus A-moll, der Andere aus B-dur. De gustibus non est disputandum. Ich, für meinen Theil, ziehe Physiognomien aus B-moll allen Uebrigen vor. — Unverheiratheten Lesern gebe ich den Rath, sich eine Frau zu wählen, deren Physiognomie entweder aus C-dur oder A-moll ist. Warum? Weil man mit solchen Frauen kein K r e u z hat. Damen aus Fis-dur sind die schlimmsten; wer eine Frau aus dieser Tonart heirathet, der hat nicht blos ein, sondern gar sechs Kreuze.

Aber auch außerdem haben die Frauen viel Aehnlichkeit mit der Musik. Frauen und Musik gewähren uns Trost und Erheiterung; Frauen und Musik versetzen unsere Seele in höhere Regionen; Frauen und Musik erheben und begeistern, entzücken und bezaubern uns.

Bei Frauen und Musik kömmt viel — ja fast Alles! — a u f r i c h t i g e n T a c t an.

Jede Frau gleicht einer Oper. Ihr Gesicht ist eine Ouverture, ihr Auge eine Introduction, ihr Blick ein Recitativ, ihre Miene eine Arie, ihr Mund eine Romanze, ihre Zunge

ein Chor, ihr Arm ein Rondo, ihre Hand — ein Marsch! Was aber das Finale von der Oper ist, brauche ich wohl Keinem zu sagen, weil es ja ohnedies Jeder weiß.

Doch wie die Musik von allen himmlischen Künsten die schönste, so ist das Weib von allen irdischen Geschöpfen das erhabenste. Was wäre das Leben ohne Frau? Eine Frau ohne Leben! Und was wäre Leben ohne Musik? Eine Musik ohne Harmonie!

Mais revenons à Madame Bock! Sie war eine jener Frauen, deren Physiognomie, aus D-dur, heiter, lustig und kokett ins Leben hineinschaute und vor verliebtem Männerblick nicht schüchtern zurückbebte. Jeder, der auch nur ein wenig die Physiognomien der Frauen studirt hat, konnte es dieser Dame ansehen, daß sie blos deshalb nach Teplitz gekommen war, um hier auf verliebte Abenteuer auszugehen. Vor- und Nachmittags sah man sie, am Arme ihres Gemahls, ein Paar Stündchen in den koketten Alleen des reizenden Schloßgartens lustwandeln und mit ihren großen schwarzen Feueraugen gefährliche Schlingen auswerfen, was ihr Gemahl nicht zu bemerken schien, weil er entweder zu dumm oder zu gleichgiltig war. — Allabendlich besuchte sie mit ihm das Theater, saß im ersten Rang und kokettirte dort mit dem ganzen Parterre.

Eines Abends wurde „Schobri", jenes kleine Lustspiel gegeben, das Ungarns Cartouche, mit der Pistole in der Hand, dem Theaterdirector in Pesth aufgedrungen, und das der junge Schöngeist vier Wochen später, nachdem es dort zur Aufführung gekommen und mit vielem Beifall aufgenommen worden war, an alle Bühnen Oesterreichs versendet hatte. Der Name „Schobri" besaß auch in Teplitz so viel Anziehungskraft, daß am Abende der ersten Aufführung das kleine Schauspielhaus, und namentlich das Parterre, dermaßen überfüllt war, daß, wie es in der Theatersprache heißt, kein Apfel zur Erde fallen konnte.

Der Zufall und die Logenmeisterin wiesen dem königlich preußisch unwiderstehlichen Herrn Kammergerichts-Referen-

dar Hannibal Scipio von Patzke einen Platz in jener Loge an, in der sich der kaiserlich russische Hofschauspieler Bock und dessen kokette Gemahlin befand.

Im ganzen Hause gab es keinen zweiten Zuschauer, den das Lustspiel und dessen Held, der fashionable Gauner Schobri, mehr interessirte als den Herrn Hofschauspieler Bock, der mit einem riesengroßen Doppel-Perspectiv bewaffnet, keinen Blick von der Bühne abwandte, jedes Witzwort belachte und jeder Scene lauten Beifall zollte, während seine Frau Gemahlin hinter seinem Rücken und ihrem Fächer abwechselnd mit einem jungen Civilisten in der Loge links und mit einem alten Militair in der Loge rechts verliebte Blicke tauschte. Der unwiderstehliche Herr Kammergerichts-Referendar, der das kokette Augenspiel frühzeitig genug und — weil er die Dame sehr pikant fand — nicht ohne Neid bemerkt hatte, versuchte nun alle Mittel, um sich ihr bemerkbar zu machen. Er hustete. Madame Bock nahm keine Notiz davon. Er nies'te. Auch das half nichts. Er moquirte sich ganz laut über die Schauspieler. Aber auch das war vergebens.

— Mort de ma vie, will Madame mich durchaus nicht bemerken? fragte er sich selbst und war fast ärgerlich darüber, daß sie sich noch nicht nach ihm umgeblickt hatte. Aber nur Geduld, Freund Scipio, hat sie Dich einmal erst ins Auge gefaßt, dann wird sie es wohl desto öfterer thun, meinte der Unwiderstehliche.

Madame Bock schien aber eigensinnig zu sein und von ihrem Hintermanne wohl absichtlich keine Notiz nehmen zu wollen.

— Madame, sagte der Unwiderstehliche, darf ich mir die Freiheit nehmen, Sie um Ihren Theaterzettel zu ersuchen?

— Hier, mein Herr, erwiederte Madame Bock, ihm den Zettel reichend.

— Sehr gütig, sagte Herr Hannibal Scipio von Patzke, durchflog flüchtig die Personen und gab ihr den Zettel mit dem verbindlichsten Danke zurück.

Madame nickte mit dem Kopfe und würdigte ihn keines Blickes mehr.

— Meinetwegen, dachte er bei sich und glaubte die Dame — Gott weiß wie sehr — damit zu ärgern, daß er gleich darauf die Loge verließ und sich in eine andere begab.

Eine Viertelstunde später fiel der Vorhang. Alles applaudirte.

— Schobri! rief Herr Bock.

— Schobri! Schobri! brüllte das ganze Publikum.

Und bald darauf erschien der Mann, der den Schobri gespielt; er verbeugte sich und sprach:

— Dieser Abend ist der schönste Tag meines Lebens!

Gleich darauf verließen Herr und Madame Bock, weil sie die darauf folgende „Liebe im Eckhause" erst kürzlich gesehen hatten, die Loge und das Schauspielhaus, um noch ein halbes Stündchen im Schloßgarten zu promeniren.

— Kennen Sie die Dame, die soeben diese Loge verließ? fragte der Unwiderstehliche die alte Logenschließerin.

— Nein, lieber Herr, antwortete die Gefragte.

— Aber Ihr Leute wißt doch gar nichts! Eine gute Logenschließerin muß Jeden kennen. Sie kennen wohl auch mich nicht?

— Nein, lieber Herr!

— Ich bin der königlich preußische Kammergerichts-Referendar Hannibal Scipio von Patzke aus Berlin und mache nächstens mein Assessor-Examen.

— Gut, lieber Herr, sagte die Logenschließerin.

Sechzehntes Kapitel.

Bindfaden-Roman. „Was ist das Leben ohne Liebe?“ Schicksal, ein Kellner. Kirsche und Rosenknospe. Handschuh und Strumpfband. Patzke's Liebeserklärung. Ein Stelldichein. Er geht in die Falle und — — —

Kehren wir jetzt ins Hôtel zurück!

Der unwiderstehliche Kammergerichts-Referendar bewohnte hier zwei Zimmer. Das Eine derselben ging auf die „lange Gasse“, das Andere auf den kleinen Hof hinaus, in dem drei freundliche Kastanienbäume ihren smaragdenen Schatten ausstreuen. Im letztern Zimmer pflegte Herr Hannibal Scipio von Patzke jeden Nachmittag, erschöpft von den Anstrengungen der lucullischen Mahlzeit, seine Siesta zu halten.

An einem dieser Nachmittage, an welchem er zähnestochernd am Fenster stand, senkte sich aus der Höhe des zweiten Stockwerkes (der Unwiderstehliche wohnte im ersten) ein geheimnißvoller Bindfaden herab, an dessen Ende ein Bonbon, gehüllt in die Farbe der Hoffnung, befestigt war.

Scipio stutzte Anfangs, bald aber sagte ihm eine innere Stimme:

— Dieser Bonbon, der vor Deinem Fenster hin und her schaukelt, ist für Dich bestimmt Hannibal, greife zu!

Und das that er denn auch. Unter der grünen Hülle des losgelösten Bonbon lag ein weißer Papierstreif, worauf folgende Devise gedruckt war:

„Was ist Leben ohne Liebe?
Fruchtlos abgeblühte Zeit!
Meines Herzens schönste Triebe
Sind, Geliebter, Dir geweiht.“

Scipio hätte gern den Kopf zum Fenster hinausgestreckt, um zu sehen, wer diesen süßen Dolmetscher der Liebe zu ihm

herabgesendet habe, da aber alle Fenster des ersten Stockwerkes, vermuthlich um das Einsteigen zu verhüten, durch eiserne Stäbe geschützt waren, so konnte sich durch die Zwischenräume wohl ein Arm, aber kein Kopf Bahn brechen.

Herr von Patzke las die Devise noch ein- noch zwei- noch dreimal und gerieth dann immer mehr und mehr in Extase.

— Schon wieder eine Eroberung gemacht, weiberbesiegender Tausendsasa, rief er aus und pflanzte sich vor den Spiegel auf, um sich Gewißheit seines Sieges zu verschaffen. Aber wie mag sie wohl aussehen die Dame, die, eine Treppe höher, mir ihres Herzens schönste Triebe weiht? Blond oder braun, groß oder klein, Mädchen oder Frau — mir gleich! Sie liebt mich et ça suffit! Aber was sie ist und wie sie heißt, muß ich allsogleich erfahren.

Ein Riß am Glockenringe führte den Oberkellner herbei, der — vielleicht der einzige Mensch auf Erden, welcher diesen Namen führt — Schicksal hieß. Wie mußte ich lachen, als ich an der Wirthstafel mehr als zehnmal rufen hörte: Schicksal, einen Zahnstocher! Schicksal, noch etwas Sauce! Schicksal, noch ein Bischen Käse! Als dieser Kellner einmal einer jungen Dame eine Paprika-Sauce auf's Kleid goß, sagte ein neben ihr sitzender Witzbold: Zürnen Sie ihm nicht, Fräulein, das ist nicht des Kellners Schuld, das ist Schicksals-Tücke!

— Schicksal, wer wohnt gerade über mir im zweiten Stockwerk? fragte der Herr Kammergerichts-Referendar.

— Ein Herr und eine Dame.

— Mann und Frau?

— Ja, Ew. Gnaden.

— Wie heißt er?

— Bock.

— Und was ist er?

— Kaiserlich russischer Hofschauspieler aus Petersburg.

— Und Madame? Ist sie jung?

— Blutjung!

— Schön?
— Bildschön!
— Und wo essen sie?
— Auf ihrem Zimmer.
— Und der Mann?
— Ist schon bei Jahren.
— Genug, Schicksal, mehr brauch' ich vorläufig nicht zu wissen. Halt, Schicksal, noch eins! Bringen Sie mir Bonbons!

Schicksal eilte fort.

— Die Dame ist bildschön, der Mann schon etwas alt, also eifersüchtig und darum essen sie auf ihrem Zimmer. Madame muß mich irgendwo gesehen, muß mich höchst interessant gefunden und — was ich natürlich sehr begreiflich finde — sich über Hals und Kopf in mich verliebt haben. O Weiber, Weiber, wie schlau seid Ihr! Durch Bindfaden baut Ihr Euch Brücken zu Eurem Geliebten und Bonbons werden die Geschäftsträger Eurer geheimen Gefühle.

Schicksal brachte die Bonbons und verduftete.

— Ich bin der schönen Frau eine Antwort schuldig und will sie nicht lange darauf warten lassen. Von Rechtswegen sollte auch ich in Versen an sie schreiben, in Betracht aber, daß ich mindestens acht Tage brauche, um vier Zeilen zusammenzureimen, will ich ihr in nackter, ungeschminkter Prosa schreiben.

Er nahm einen Streifen Papier und schrieb darauf:

„Madame, ich liebe Sie!"

— Das ist kurz und bündig, sagte er und steckte die lakonische Liebeserklärung ins Bonbon-Couvert. Wenn Madame nun, wie ich vermuthe, den Bindfaden wieder herabläßt, hefte ich ihm meine Antwort an.

Scipio hatte dies kaum ausgesprochen, als der Bindfaden, an dem eine Kirsche befestigt war, sich zu ihm herniederließ.

— Eine Kirsche? Was mag die gute Frau damit sagen

wollen? Gleichviel, ich nehme die Kirsche und schicke ihr den Bonbon hinauf.

Und das geschah. Gleich darauf ward der Bindfaden in die Höhe gezogen.

— Ich bin neugierig, sagte Herr von Patzke, wie sie meine Erklärung aufnehmen wird.

Die Dame des zweiten Stockwerks sprach eben mit dem Kellner.

— Wer wohnt gerade unter uns im ersten Stockwerk?

— Ein junger reicher Mann aus Berlin.

— Was ist er?

— Kammergerichts-Referendar.

— Sagen Sie ihm ...

— Was soll ich ihm sagen?

— Ich bitte, sagen Sie ihm gar nichts, lächelte Madame Bock und drückte dem Schicksal einen Dukaten in die Hand.

— Küss' die Hand, erwiderte der Kellner und entfernte sich.

— Madame Bock läßt mich lange auf Antwort warten, brummte der Unwiderstehliche, der unterdessen acht bis zehnmal in den Spiegel geschaut und sich jedesmal gestanden hatte, daß er der liebenswürdigste Referendar des ganzen Königreichs Preußen sei.

Bald darauf erschien der Bindfaden, der statt einer Antwort eine Rosenknospe brachte.

Scipio nahm einen Streifen Papier und schrieb darauf: „Kirsche und Rosenknospe ... was bedeuten diese Embleme?"

Er wickelte den Streifen um einen Bonbon und befestigte ihn an den Bindfaden, der sogleich in die Höhe flog.

Herr von Patzke wartete wohl länger als ein Viertelstündchen auf Antwort. Nach einem Weilchen ging er in den Hof hinab, um zu sehen, ob oben Jemand aus dem Fenster sähe. Aber die Fenster waren alle geschlossen.

— Frau von Bock sind vor fünf Minuten ausgefahren, sagte der Kellner.

— Allein?
— Nein, mit ihrem Herrn Gemahl.
— Und wohin?
— Das weiß ich nicht.
— Nun bleib' auch ich nicht länger zu Hause, sagte der Unwiderstehliche und stürmte mürrisch ins Freie hinaus.

Am andern Morgen (Herr Bock war, wie Hannibal vom Schicksal erfahren, eben sorglos ausgegangen, um Brunnen und Molken zu trinken) ließ sich am Fenster des Unwiderstehlichen wieder ein Bindfaden sehen. Diesmal war kein Bonbon, keine Kirsche, keine Rosenknospe, sondern ein silberner Fingerhut daran befestigt.

Scipio nahm ein Stückchen Papier und schrieb darauf: „Madame, ich verstehe Sie nicht."

Fünf Minuten später brachte der Bindfaden einen Handschuh.

— Ein Handschuh? Ah, so etwas lasse ich mir schon eher gefallen! Gleich will ich ihr schreiben.

— „Tausend Dank für Ihr Andenken." Diese Zeile wurde rasch wieder um einen Bonbon gewickelt, der pfeilschnell in die Höhe flog.

Bald darauf schwebte der Bindfaden mit einem schön gestickten Strumpfbande hernieder.

— Handschuh und Strumpfband sind gute Vorbedeutungen. Es unterliegt nun keinem Zweifel mehr, Madame Bock ist närrisch in mich verliebt. Nun, Freund Hannibal, mußt Du die Sache ernster anfassen!

Er nahm ein weißes, spiegelglattes Blatt Papier und schrieb:

Meine Angebetete!

Meine Liebe zu Ihnen hat Ihren Culminationspunkt erreicht ... ich muß Sie sehen, muß Sie sprechen, um Ihnen mündlich sagen zu können, was ich für Sie fühle. Ich habe Sie zwar noch nicht gesehen, aber meine

Ahnung und der Kellner sagen mir, daß Sie ein Engel an Huld und Liebreiz sind — das verbürgt mir Ihr Fingerhut, Ihr Handschuh, Ihr Strumpfband, theuere Liebeszeichen, die mich zum Glücklichsten aller Sterblichen machen. Madame, wenn Sie den Frieden, den Sie meinem Herzen geraubt, mir wieder geben wollen, so bestimmen Sie mir Ort und Stunde, wo ich Ihnen den Eid ewiger Liebe, eventualiter ewiger Treue darbringen darf.

Hannibal Scipio von Patzke.

Erst eine Stunde später überbrachte der Bindfaden folgende Antwort.

Heute Abend mit dem Glockenschlage Acht erwartet Sie mit glühender Sehnsucht am Fuße des Schloßberges

Agathe Bock.

— Gesiegt, gesiegt! rief Hannibal und drehte sich wie ein Kreisel auf dem Absatze seines Stiefels herum. Mit glühender Sehnsucht schreibt sie ... ja, ja, die Frauen sind vernarrt in mich! Kammergerichts-Referendar, Du bist ein Tausendsasa, dem kein Weib widerstehen kann!

— Ew. Gnaden, flüsterte das Schicksal, den Kopf zur Thür hineinsteckend.

— Was giebt's?

— Ich wollte Ihnen blos sagen ...

— Nun?

— Daß die gnädige Frau da oben ...

— Weiter!

— Heute zum ersten Male an der Wirthstafel essen will.

— Ich verstehe!

— Soll ich?

— Ein Couvert für mich belegen ... Schicksal, wie kannst Du nur fragen?!

— Schön! lächelte der verschmitzte Kellner und verlor sich.

Mit dem Glockenschlage Eins begaben sich sämmtliche Gäste des „goldenen Hirsches“ zur Wirthstafel.

— Himmel, rief Scipio, als er in den Speisesaal eingetreten war, dort unten sitzt ja die Dame, die Du im Theater gesehen hast! Am Ende ist das die Madame Bock. Schicksal, fragte er leise den Kellner, wie heißt jene Dame, die da unten neben jenem Herrn sitzt?

— J das ist ja Madame Bock!

— Charmant, charmant! sagte der Unwiderstehliche und setzte sich der Dame schräg gegenüber.

Schicksal brachte ihm die Suppe.

— Ah, nichts geht über ein schönes Weib! sprach Herr von Patzke zu sich selbst und fing mit Madame Bock zu kokettiren an.

— Ah, nichts geht über ein Stück gutes Rindfleisch! sagte Herr Bock zu seiner Gemahlin.

Scipio verschlang Madame Bock mit seinen Augen. Er zog ihren Handschuh hervor und drückte ihn an seine Lippen.

Madame Bock schlug das Auge nieder und lächelte; Scipio hielt dieses Lächeln für ein gutes Zeichen und lächelte ebenfalls. Der verschmitzte Oberkellner, der eben das Gemüse herumtrug, fing auch zu lächeln an, und Herr Bock mußte — der Himmel weiß warum? — mitlächeln.

„Ich lächle, du lächelst, er lächelt,
Wir lächeln, ihr lächelt, sie lächeln“ —

Aber alle aus einem andern Grunde!

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Mit dem Glockenschlage Acht stand Herr von Patzke am Fuße des Schloßbergs.

Es war bereits dunkel und die ganze Gegend öd' und menschenleer geworden. Es schlug ein Viertel . . . es schlug Halb . . . Niemand kam.

— Wie, sollte Madame Bock Dich blos gefoppt haben? fragte er sich.

In demselben Augenblick klopfte ihm Jemand leise auf die Schulter. Scipio kehrte sich um.

— Sie sind der Herr Kammergerichts-Referendar von Patzke?

— Zu dienen, mein Herr.

— Sie erwarten meine Frau?

— Ich, Ihre Frau?

— Ja, ja! Sie hat Ihnen heute auf mein Zureden ein Rendezvous gegeben. Da sie aber nicht selbst erscheinen kann, so sendet sie mich, um Sie zu bitten, ihr für den Fingerhut, für den Handschuh und das Strumpfband die bewußten Kleinodien zu schicken.

— Welche Kleinodien?

— Die goldene Brille, die drei Diamantknöpfe, die goldene Lorgnette, die Uhr und die Kette, die Dose und die Cigarrenbüchse und überhaupt Alles, was Sie ihr versprochen haben.

— Mein Herr, ich habe ihr gar nichts versprochen.

— Ei, glauben Sie, daß meine Frau Ihnen umsonst so werthvolle Andenken geschenkt?

— Ich habe sie nicht dazu aufgefordert ...

— Sie haben meine Frau verführen wollen ... Das verdient Züchtigung, mein Herr Kammergerichts-Referendar, sagte der kaiserlich russische Hofschauspieler Bock und zog eine Pistole aus dem Rock, die er dem Unwiderstehlichen dicht vor die Nase hielt. Wollen Sie nun gutwillig ihre Pretiosen abliefern?

— Liebster, bester Bock, Sie scherzen wohl nur?

— Glauben Sie, was Sie wollen; aber spuden Sie sich, ich muß fort, meine Frau erwartet mich!

Herr von Patzke, der dies Alles wirklich für Scherz hielt, gab Herrn Bock ein Stück nach dem Andern.

— Wünschen Sie vielleicht auch meine Geldbörse? fragte der Unwiderstehliche.

— Ich bitte darum, sagte Herr Bock.

— Ich weiß, wo Sie wohnen, und werde mir morgen früh Alles zurückerbitten.

— Haben Sie nun gar nichts mehr bei sich? fragte Herr Bock, Scipio's Taschen durchsuchend.

— Nichts, gar nichts! Sie haben mich rein ausgeplündert.

— Nun denn, so leben Sie wohl!

— Auf Wiedersehen, mein lieber Herr Bock, sagte der königlich preußische Kammergerichts-Referendar und lachte über den Spaß bis nach Teplitz.

Dort angekommen, fragte er das Schicksal, ob Herr und Madame Bock noch nicht heimgekehrt seien.

— Vor einer Stunde sind sie mit Extrapost abgereist.

— Wohin?

— Das haben sie leider nicht gesagt.

Scipio stand wie vom Blitz gerührt.

Am Eingange des nächsten Dorfes harrte eine Extrapost, in der die kaiserlich russische Hofschauspielerin Bock ihren Gemahl erwartete.

Eine Viertelstunde später saß er bei ihr im Wagen.

— Nun? fragte Seraphine.

— Abgemacht! sagte Schobri. Fahr' zu, Schwager!

Sie fuhren nach Karlsbad und stiegen als Herr und Madame Fenchel aus Breslau im „Gasthof zum Kronprinzen von Preußen" ab. Hier wurde beschlossen, daß Seraphine, die sich Mutter fühlte, ihre Niederkunft abwarten und ihm später nachreisen solle.

Schobri ging schon am andern Morgen nach Dresden ab.

Siebzehntes Kapitel.

Dresden. Der Gasthof zur Stadt Babylon. Charakteristik der Bewohner derselben. Der Meister vom Stuhl. Die Loge zu den drei flammenden Korkstöpseln. Aufnahme in den Freimaurerorden. Ein Brief aus Karlsbad. Das neue Prello.

In Dresden stieg unser Held als Weinreisender Gottfried Kalmus aus Epernay im „Gasthof zur Stadt Babylon" ab.

Mit Hilfe des Fremdenbuches und seiner Beobachtungsgabe wußte er sehr bald, wer jeder der hier eingekehrten Fremden und was der Zweck seines Aufenthalts sei.

Nummer 9 und 10 dieses Hôtels bewohnten eine Dame zwischen dreißig bis fünfzig Jahren, und drei junge Mädchen, welche Frau von B. — so nannte sie sich — für ihre Töchter ausgab. Unter vier Augen sei es gesagt, daß die Alte eine vornehme Kupplerin und jede ihrer drei sogenannten Töchter eine Grisette vom feinsten und gefährlichsten Kaliber war. Diese vier Jahreszeiten ziehen von Ort zu Ort, kehren überall in die ersten Gasthöfe ein, machen einen großen Aufwand, spielen Anfangs die Unzugänglichen und Spröden und ziehen nur solche Käuze in ihr Netz, die viel Geld und wenig Klugheit besitzen. Wenn sie ein paar hundert Thaler erbeutet haben, reisen sie wieder ab und schlagen in einer andern Stadt ihr fliegendes Zelt auf.

In No. 12 logirte ein Pole, der sich für einen Grafen ausgab, den Orden der Ehrenlegion und die Gicht, einen schwarzen Schnurrbart und eine Narbe auf der rechten Backe hatte. Er führte einen jungen Mann mit sich, den er für seinen Secretair ausgab. Dieser Graf war aber, wie Schobri durch einen Zufall und das Schlüsselloch erfuhr, von Natur ein Schuft und von Profession ein Spieler, und sein sogenannter Secretair ein verkleidetes Frauenzimmer, eine junge

feurige Französin, die ihren Polen auf allen seinen Kunstreisen begleitete. Sie war seine Geliebte, sein Croupier und die Angel, womit er reiche und verliebte Gimpel in sein Faro-Garn lockte. Sie reisen im Sommer von einem Bade zum andern, und was er verliert, muß sie zurückgewinnen.

In No. 13 wohnte ein alter Engländer, dem, als er 34 Jahre alt war, eine Kartenschlägerin aus dem Kaffeegrunde prophezeit hatte, daß er vier Wochen nach seinem Einzuge in seine neue Wohnung sterben werde. Master S...., ein sehr abergläubiger Christ, kündigte noch an demselben Tage seine Wohnung, in die er erst kurz vorher eingezogen war, und begab sich, um dem unerbittlichen Fatum aus dem Wege zu gehen, auf Reisen. Es war, wie er dem Wirth erzählt, am 16. October des Jahres 1786, als er seine Vaterstadt Liverpool verließ. Seit jenem Tage reist er plan- und rastlos in der Welt umher, bleibt in keiner Stadt und in keinem Gasthofe länger als drei Wochen, und war, als er in der „Stadt Babylon" abstieg, schon 52 Jahre auf der Reise. Es giebt fast keinen Gasthof der civilisirten Welt, in dem er nicht gewohnt.

Nummer 14 wurde von einer jungen Berlinerin bewohnt, die von ihrem Herrn Gemahle nach Teplitz geschickt worden war. Die schöne Frau, die eine Liebschaft mit einem jungen Maler hatte, brachte den größten Theil ihrer Badezeit im „gemüthlichen" Dresden zu und fuhr jede Woche einmal nach Teplitz hinüber, um von dort aus Briefe an den alten Herrn nach Berlin zu schreiben.

Im zweiten Stockwerke Nummer 15 wohnte einer jener ewig reisenden Schauspieler, die in jeder Stadt einen Brief mit Gastrollen und einen Vorschuß zur Reise erwarten. Da aber weder das eine noch das andere anzukommen pflegt, so sieht sich unser Mann in jeder Stadt genöthigt, bei Nacht und Nebel durchzugehen und von dem nächsten Orte dem Wirth zu schreiben, daß er nächstens, sobald er sein neues Engagement in St. Petersburg angetreten habe, die schuldig geblie-

bene Kleinigkeit auf Künstlerwort bezahlen werde. Wenn unser Mann diese Kleinigkeit dessenungeachtet nicht bezahlt, so liegt das nicht an ihm, sondern an den „Eseln“, die ihn nicht engagiren wollen.

In Nummer 16 hauste ein alter Habitué, ein Commis-voyageur, der in Baumwolle reis't, den ganzen Tag in den Spiegel guckt und Barcarolen singt, dabei das ganze Hauspersonal peinigt, jeden Augenblick den Kellner ruft, jedem Stubenmädchen die Backen kneift und den Hausknecht einen Esel schimpft, wenn dieser ihn um fünf Minuten später weckt, als der gestrenge Herr es befohlen hat. Ja, selbst der Wirth läßt sich von diesem Hôtel-Tyrannen mehr als von jedem Andern gefallen, weil ihm der Baumwollen-Reisende hundertmal in einer Woche sagt, daß jeder Fremde, der in die „Stadt Babylon“ einkehrt, von ihm recommandirt gewesen sei.

In Nummer 17 wohnte ein heiserer Tenorist, der vom frühen Morgen bis in die späte Nacht solfeggirt, jede Stunde einen Löffel Medicin einnimmt, um seine verlorene Stimme wieder zu erhalten, und endlich, nach der ersten Gastrolle ausgepfiffen, seine Erbsenkette und Tula-Dose, seinen hohlen Siegelring und seine Busennadel ins Pfandhaus tragen muß, um dem Wirthe einen Theil seiner Rechnung bezahlen und sein Glück in einer andern Stadt versuchen zu können.

Nummer 18 beherbergte ein Individuum, das seine Existenz einzig und allein auf die achtundzwanzig Steine des Dominospiels und auf die Berechnung aller denkbaren Chancen dieses Spieles gebaut und es darin so weit gebracht hat, daß er Jedem 40 bis 50, auch 60 bis 70 Points von 100 vorzugeben im Stande war und als unübertroffener Meister im sogenannten Ausklemmen der Doppelsteine galt. Dieser unüberwindliche Dominospieler, der niemals eine Partie verlor, hielt sich in jeder Stadt nur so lange auf, als er noch einen Wagehals fand, der mit ihm um Geld zu spielen den Muth hatte. (Dieser Philidor des Domino nahm, zwei Jahre später, zu Aachen ein höchst klägliches Ende: er erschoß sich

aus Ehrgeiz, weil es einem Kölnischen Juden gelungen war, ihm die Null-Null auszusperren, was er für die höchste Beschimpfung hielt, die ihm im Leben zugefügt werden konnte.)

In Nummer 19 wohnte ein Maler mit einem sehr kleinen Talente und einem sehr großen Schnurrbarte, einer jener Raphaele, die niemals Geld haben. Diese Maler halten sich in jeder Stadt ein Paar Monate auf, wissen sich beim Wirthe einzuschmeigeln, machen der Wirthin den Hof, malen entweder sie oder ihn, im Nothfall auch Beide im Kreise ihrer Kinder, Kellner und Hausknechte, ziehen dann, ohne die Zeche bezahlt zu haben, fröhlich und wohlgemuth weiter und fangen in einer andern Stadt das alte Lied wieder von vorn an.

Nummer 20 bewohnte ein wandernder Pränumeranten-sammler, der Emissär einer industriösen Buchhandlung, welche Predigten, Kochbücher, Raupenkalender, Romane der Madame Schoppe, Wanzen-Vertilgungs-Mittel und mehr dergleichen schönwissenschaftliche Werke verlegt. Diese nomadischen Pränumeranten-Presser halten sich in jedem Gasthofe nur so lange auf, bis sie die Geduld des Wirthes dergestalt breitgeschlagen haben, daß dieser endlich, um Ruhe zu bekommen, ein Kochbuch oder Wanzenvertilgungs-Recept oder ein Bündel Predigten an Zahlungsstatt annimmt und herzlich froh ist, wenn diese Landplage weiterzieht.

Nummer Eins zu ebener Erde bewohnte unser Held Schobri, der drei Tage später mit dem etwas bornirten Gastwirthe schon auf so vertrautem Fuße stand, daß sie bei einer Flasche Champagner Brüderschaft tranken.

— Bist Du Freimaurer? fragte Freund Kalmus.

— Nein, lieber Bruder, antwortete der Wirth.

— Das ist nicht klug von Dir. Wenn Du ein Bischen Raffinement besäßest, würdest Du schon längst das Bedürfniß gefühlt haben, Maurer zu werden. Dein Gasthof würde dadurch bedeutend gewonnen haben, denn viele Brüder würden bei Dir eingekehrt sein und Dein Hôtel überall empfohlen haben.

— Ich habe mich schon einmal vorschlagen lassen, bin aber, unter uns gesagt, durchgefallen.

— Warum?

— Einer meiner Collegen, der Wirth zur „Stadt Bagdad“ hat gegen mich Intriguen angezettelt. Wenn ich nur wüßte, wie ich's anfinge, in den Orden aufgenommen zu werden.

— Nichts leichter als das! Ich bin Meister vom Stuhl bei der Großloge zu den drei flammenden Korkstöpseln in Epernay, und wenn es Dir wirklich Ernst ist, Maurer zu werden, und wenn Du Lust hast, zwanzig Louisd'or Aufnahme-Gebühren zu bezahlen, dann improvisire ich in Deinem Hause eine Loge, und nehme Dich, kraft meiner Autorität als Meister vom Stuhl, in unsern Orden auf.

— Mit dem größten Vergnügen zahl' ich Dir zwanzig und, wenn's sein muß, auch vierzig Louisd'or, wenn ich dafür Maurer werden kann, schon darum, um damit meinen guten Freund in der „Stadt Bagdad“ zu ärgern.

— Er wird Feuer und Flammen speien; denn woher kommt es, daß sein Gasthof mehr Zuspruch als der Deinige hat? Eben nur, weil er Maurer ist. Ich an Deiner Stelle würde selbst fünfzig Louisd'or nicht scheuen und mich gleich als Geselle aufnehmen lassen.

— Geht denn das?

— In der Loge zu den drei flammenden Korkstöpseln geht Alles. Ich bin ja Meister vom Stuhl und kann Jeden, den ich dazu befähigt glaube, gleich zum Gesellen machen. In einigen Jahren kannst Du dann schon Meister vom Stuhl sein; dann darf kein Reisender, welcher Maurer ist, in einem andern Gasthofe, als in dem Deinigen, wohnen.

— Zittere, „Stadt Bagdad!“ Aber kann ich denn nicht gleich Meister vom Stuhl werden?

— Auch das läßt sich durchsetzen; doch kostet das so viel, daß ich Dir rathen würde, vorläufig lieber Geselle zu bleiben.

— Ei wieviel kostet es denn?

— Zweitausend Francs.

— Hundert Louisd'or? Ich bezahle diese Kleinigkeit sehr gern, wenn es wirklich wahr ist, daß jeder Maurer dann nirgends anders als bei mir einkehren darf.

— Nach §. 87 des Grundgesetzes der Loge zu den drei flammenden Korkstöpseln wird jeder Bruder, der als Reisender versäumt, bei dem Gastwirthe, welcher Meister vom Stuhl ist, einzukehren, sofort ausgestoßen.

— Solche Loge lass' ich mir gefallen. Wenn ich Dir also heute hundert Louisd'or zahle?

— Dann schicke ich sie morgen nach Epernay und lasse Dir dafür das Meister-Diplom kommen.

— Und wann kann das Diplom in meinen Händen sein?

— In spätestens drei Wochen.

— Und wann, Bruderherz, willst Du mich einweihen in die Geheimnisse des Ordens?

— Morgen Abend.

— Gut, sagte der einfältige Mensch und umarmte den Meister vom Stuhl mit dankerfüllter Rührung.

Schobri ließ noch an demselben Tage eines der hintern Zimmer mit schwarzem Tuche ausschlagen und einen Sarg und zwei Todtenschädel bestellen.

Am andern Abend mußte sich der Wirth in den Sarg legen; der Meister vom Stuhl setzte ihm eine Degenspitze auf die Brust und sprach:

— Elender Schwachkopf, ich nehme Dich hiermit in unsern Orden auf. Die Loge zu den drei flammenden Korkstöpseln begrüßt in Dir einen ihrer Brüder. Aber Wehe, dreimal Wehe über Dich und Dein Haus, wenn Du die geheimen Ceremonien unserer Loge einem Uneingeweihten verräthst. Erhebe Dich nun aus deinem Sarge, elender Schwachkopf, küsse dreimal die Spitze dieses geweihten Degens und sprich Mane!

— Mane!

— Thekel!

— Thekel!

— Pharez!

— Pharez!

— Jetzt bist Du Geselle! Küsse nun neunmal diesen Todtenschädel, gieb Dir dann 7 mal 7 Nasenstüber und sage nach jedem Nasenstüber „Abracadabra!“

Der Wirth befolgte die Vorschriften des Meisters vom Stuhle mit der gewissenhaftesten Genauigkeit.

— Nun bist Du Meister vom Stuhl, sagte Schobri. Jetzt erhebe Dich aus dem Staube des Irdischen und empfange von mir den Bruderkuß.

Die beiden Meister umarmten sich.

— Du hast mir aber noch nicht die Merkmale gesagt, woran ein Maurer den andern erkennt.

— Gut, daß Du mich daran erinnerst! Der Lehrling giebt sich Dir durch einen Händedruck dieser Art zu erkennen, sagte Schobri und drückte dem Schwachkopf dermaßen die Hand, daß er laut zu schreien anfing. Der Geselle zupft sich zuerst ans linke und dann ans rechte Ohrläppchen. Der Meister legt den Daumen der linken Hand auf die Nasenspitze, breitet die andern vier Finger aus, legt den Daumen der rechten Hand an den kleinen Finger der linken Hand und streckt dann die halbe Zunge heraus.

Schobri zeigte ihm noch ein Dutzend anderer Grimassen, die der Wirth ihm mit so viel komischer Ernsthaftigkeit nachäffte, daß der Gauner sich sehr zusammennehmen mußte, um das Lachen zu unterdrücken.

Noch an demselben Abende bezahlte der Tropf die hundert Louisd'or Aufnahme-Gebühren, die unser Held pro forma in Wachsleinwand versiegelte, an den Großmeister der Loge zu den drei flammenden Korkstöpseln in Epernay adressirte und den Brief auf die Post trug.

Zwei Tage nach des Wirthes feierlicher Aufnahme in den Freimaurer-Orden erschien ein Briefträger.

— Wohnt hier der Weinreisende Kalmus aus Epernay?

fragte er den Wirth, der faullenzend den ganzen langen lieben Tag vor der Thür stand.

— Ja, sagte der Wirth.

— Ist er zu Hause?

— Nein. Habt Ihr einen Brief für ihn?

— Einen Brief mit fünfhundert Thalern in Preußischen Kassen=Anweisungen.

— Woher?

— Aus Karlsbad.

— Und wo ist das Geld?

— Es liegt auf der Post, doch kann es sogleich abgeholt werden, wenn Herr Kalmus diesen Schein da unterschreibt und mit seinem Petschafte versieht.

— Ich will's ihm sagen, sprach der Wirth und nahm den Schein.

Erst gegen acht Uhr Abends kehrte Herr Kalmus nach dem Gasthofe zurück.

— Ist ein Brief aus Karlsbad für mich angekommen? fragte er den Wirth.

— Ja, Bruder Kalmus.

— Ein Brief mit fünfhundert Thalern?

— Ganz recht.

— Und wo ist das Geld?

— Das liegt noch auf der Post. Der Briefträger hat vorläufig blos den Schein gebracht.

— Hast Du den Schein unterschrieben?

— Das mußt Du selber thun.

— Werd' ich das Geld dann noch heute in Empfang nehmen können?

— Heute nicht, denn das Bureau ist bereits geschlossen.

— Teufel, was mache ich nun? Ich muß das Geld, das ich schon gestern erwartet habe, jetzt gleich erhalten, denn in einer Stunde muß ich mit Extrapost nach Berlin. Wenn ich bis morgen Nachmittag drei Uhr dort nicht eingetroffen bin, verliert mein Haus an einem Weinhändler, der seine

Zahlung einstellen will, 15,000 Francs. Weißt Du was, Bruder, ich werde den Schein unterschreiben und untersiegelt bei Dir zurücklassen und Dich bitten, mir die fünfhundert Thaler bis morgen früh vorzustrecken.

— Meinetwegen, sagte der guthmüthige Tropf und zahlte seinem Freunde Kalmus gegen den Postschein fünfhundert Thaler aus.

Der Meister vom Stuhl bezahlte seine kleine Rechnung und bestellte gleich darauf Extrapostpferde.

Am andern Morgen begab sich der Wirth der „Stadt Babylon", in höchst eigener Person auf das Post-Bureau, um dort, gegen Ablieferung des Scheines, den mit fünfhundert Thalern beschwerten Brief aus Karlsbad in Empfang zu nehmen. Da das Schreiben nicht frankirt war, mußte der gute Mann noch 22 Silbergroschen 8 Pfennige Porto bezahlen.

— Auch gut, sagte der Wirth und erbrach das Couvert. Im ersten stak ein zweites, im zweiten ein drittes, im dritten ein viertes, im vierten ein fünftes, im fünften ein sechstes Couvert und im sechsten statt des Geldes ein rosenfarbenes Stammbuchblatt mit den Versen:

„Weine nicht, es ist vergebens,
Alle Freuden dieses Lebens
Sind ein Spiel der Fantasie;
Gieb Dir Mühe zu vergessen,
Daß Du einst das Geld besessen.
Denke, Du besaß'st es nie!"

— Jesus, Maria und Joseph! rief der Wirth.

— Was giebt's? was giebt's?

— Ich bin betrogen, schändlich betrogen!

— Condolire! sagte der artige Herr Postsecretair.

Achtzehntes Kapitel.

Leipzig. Das Tageblatt. Das Rosenthal. Kintschy und Bonorand. Parallele. Jedem das Seine. Die Leipziger Literaten. Ein Stündchen bei Noack. Crocus??? Der Kleine und das Großmaul. Schlump's neue Höllenmaschine. Herr Baudius.

Paris ist Frankreich, Leipzig ist Sachsen. Nicht stolzer kann der Franzose auf sein Paris, als der Sachse auf sein Leipzig sein. Aber nicht blos der Sachse, auch der Fremde liebt das „Klein-Paris“ mehr als jede andere deutsche Stadt. Wo giebt es aber auch eine zweite deutsche Stadt, in welcher der Fremde sich so heimisch und behaglich fühlt, als in Leipzig? Wo giebt es eine zweite Stadt, die dem Fremden ein so freundliches Asyl gewährt wie Leipzig?? Wo giebt es eine zweite Stadt, die jedem Geschmack so viel Vergnügungen darbietet, wie Leipzig??? Dieses Leipzig hat vor Allem ein „Tageblatt“, das jeden Morgen dem einheimischen wie dem fremden, dem reichsten wie dem ärmsten seiner 80,000 Leser alle Bedürfnisse des Lebens, alle irdischen Genüsse: neue Matjes-Häringe, gestickte Fenster-Vorsätze, Glacé-Handschuhe, Speckkuchen, Räucherlampen, Lotterie-Loose, Aderlaß-Schnepper und zwanzig Einladungen zu Garten-Concerten offerirt. Buen-Retiro mit seinen Cotelettes und seinem Allerlei, Lindenau mit seiner Gose, Eutritzsch mit seinen Schweinsknöchelchen, Lützschena mit seinem Lagerbier und seiner Bildergallerie und zehn andere, nahe und ferne Ortschaften strecken täglich ihre Arme nach uns aus und laden uns mit Pauken und Trompeten in ihre gastlichen Hallen:

„In meinem Schlößchen ist's gar fein,
Komm, Ritter, kehre bei mir ein!“

Aber das geborene onze-et-demie all' dieser Vergnügungsörter ist und bleibt das Rosenthal. Nicht stolzer kann

der Pariser auf sein Bois de Boulogne, der Madrider auf seinen Prado, der Brüsseler auf seine Allée verte, der Wiener auf seinen Prater, der Berliner auf seinen Thier- und der Münchener auf seinen Hof-Garten, als der Leipziger auf sein Rosenthal sein. Dieses Rosenthal ist das Alpha und das Omega seiner Freuden. Hier residiren Kintschy und Bonorand, die Dioskuren des Leipziger Genußlebens. Die ganze Einwohnerschaft zertheilt sich nach diesen beiden Etablissements in zwei Factionen, in Kintschyaner und in Bonorandisten, die sich gegenseitig anfeinden, wie die Familien Montecchi und Capuleti, wie die Häuser York und Lancaster. Man erzählt von einem eingefleischten Kintschyaner, er habe die Hand seiner Tochter einem jungen Millionär blos darum verweigert, weil dieser Millionär dem Schweizerhäuschen untreu geworden sei und es vorgezogen habe, einmal bei Bonorand seine Cigarre zu rauchen. Ein Mann, der heute bei Kintschy und morgen bei Bonorand seinen Kaffee trinkt, riskirt von dem Einen oder dem Andern bemitleidet zu werden. Und doch hat jedes dieser beiden Etablissements so viel Anziehendes, daß der Fremde sich bald zu dem Einen, bald zu dem Andern hingezogen fühlt. Bonorand repräsentirt gleichsam das Unterhaus, Kintschy das Oberhaus; hier findet man mehr haute-volée und Damen, dort mehr bourgeoisie und Männer; Kintschy hat besseres Eis, Bonorand bessern Kaffee. Wenn Leipzig Regen wünscht, so bittet es Herrn Kintschy um ein Extra-Concert; aber selbst der Regen hält das vergnügungssüchtige Völkchen nicht zurück, unter den smaragdenen Schatten der alten Eichen und in die Ländlichkeit des reizenden Schweizerhäuschens zu eilen, um hier zu sehen und gesehen zu werden. Wer Leipzigs schöne Frauen und schöne Geister kennen lernen will, der eile zu Kintschy; hier findet er die ganze Literatur: den historischen Roman neben der modernen Novelle, die Ballade neben dem Feuilleton, das Trauerspiel neben der Kritik...

„Hier sitzen sie Alle beisammen
Und haben einander so lieb"!!!

Doch hinter dem Rücken schimpft Einer auf den Andern, daß es eine wahre Freude ist, mit anzuhören, wie Dieser an Jenem und Jener an Diesem kein gutes Haar läßt.

Doch zurück nach der Stadt. Leipzig, die große Pulsader des deutschen Literaturmarkts, hat 120 Buchhändler*). Von diesen 120 Buchhändlern haben:

60 weder Geld noch Unternehmungsgeist;
40 Unternehmungsgeist, aber kein Geld;
15 Geld, aber keinen Unternehmungsgeist;
5 Geld und Unternehmungsgeist.

Auf jeden dieser 5 Buchhändler kommen 30 Schriftsteller. Unter diesen 30 Schriftstellern haben:

15 wenig Talent und wenig Fleiß;
10 viel Fleiß und wenig Talent;
4 viel Talent und wenig Fleiß;
1 viel Fleiß und viel Talent.

Im Uebrigen darf mein Leser überzeugt sein, daß jeder der 150 Schriftsteller unter dem Einen, welcher viel Talent und viel Fleiß besitzt, keinen Andern als sich selbst versteht.

Der zehnte Theil dieser 150 Schriftsteller mit und ohne Talent saß eines Vormittags zwischen Zwölf und Eins in Noacks baierscher Bierstube und steckte ängstlich die Köpfe zusammen, als er in der Liste der einpassirten Fremden einen Schriftsteller Doctor Crocus aus Dresden angekündigt fand. Man hatte zwar noch nie etwas von ihm gehört, war aber dennoch besorgt, er könne vielleicht doch eben so viel Talent haben, wie sie, und ihnen einen Buchhändler abspenstig machen.

— Kennt Ihr einen Doctor Crocus? fragte eines jener literarischen Großmäuler, die, ob sie gleich Niemand kennt, in der Einbildung leben, daß sie sich eine europäische Berühmtheit errungen haben.

— Crocus? Crocus? wiederholten die Andern.

— In welchem Gasthofe ist er abgestiegen? fragte ein

*) Jetzt hat Leipzig deren — Gottlob leider — mehr als 200.
Anmerkung des Setzers.

Mann, der mit Hilfe eines Wörterbuchs englische Romane ins Deutsche überfrachtet.

— Im Hôtel de Bavière, erwiederte das Großmaul.

— Armer, guter Redslob! seufzte ein kleiner Mann mit blauen Augen und auffallend weißen Händen. Gewiß wieder ein literarischer Meschores, für dessen unsterbliche Werke ich ihm einen Verleger suchen soll.

— Es wundert mich, daß dieser Crocus noch nicht bei mir war, sagte das Großmaul.

— Er weiß vielleicht gar nicht, daß Du existirst, meinte der Kleine.

— Oho, den Esel möcht' ich sehen, der mich nicht kennt!

Der kleine Mann biß einer Cigarre, die er blinzelnd aus der Rocktasche geholt, das obere Ende ab und spie es aus; dann hielt er seinen Glimmstengel mit halb geschlossenen Augen und ironischem Lächeln ans Licht und sang mit einer Stimme, der man nicht abhören konnte, ob sie Tenor oder Baß sei:

„Im großen Faß zu Heidelberg
Da sollt Ihr mich begraben."

— Habt Ihr schon den neuen Witz von Schlump gehört? fragte ein junger, heller Mann.

— Erzähle! bat der Kleine.

— Schlump hat mir gestern unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit die Mittheilung gemacht, daß er seit zwei Jahren eine lebenslängliche Pension von 3000 Francs bezieht.

— Von wem?

— Von Louis Philipp.

— Und wofür?

— Für eine Höllenmaschine, die er erfunden und an das französische Gouvernement verkauft hat.

— Eine Höllenmaschine?

— Und zwar so eigenthümlicher und gefährlicher Art, wie noch keine dagewesen ist. Ich drang in ihn, mich mit

seiner Erfindung näher bekannt zu machen. Das darf ich nicht, sagte Schlump, denn wenn Louis Philipp erfährt, daß ich das Geheimniß meiner Erfindung ausgeschwatzt habe, entzieht er mir meine Pension. Wenn Du mir aber Dein Ehrenwort giebst, daß Du von meiner Erfindung keinen Gebrauch machen willst, dann sollst Du in das Geheimniß derselben eingeweiht werden. Wann? fragte ich voll Neugier. Jetzt gleich, sagte er und zog mich in eine Ecke des Zimmers, zeigte mir dort seinen Regenschirm und fragte mich: Weißt Du, was das ist? Das ist ein Parapluie, sagte ich, Du irrst, Bruderherz, das ist die Höllenmaschine, die ich erfunden habe. Wie versteh' ich das? fragte ich. Man nimmt den ersten besten Regenschirm, sagte Schlump, steckt ihn neunzehn Zoll tief in den ersten besten Hintern und — spannt ihn auf.

— Schlump ist ein verfluchter Kerl, riefen Alle und stießen lachend auf die Gesundheit des neuen Fieschi an.

Neunzehntes Kapitel.

Noah und seine Arche. Das Hôtel de Bavière und Herr Redslob. Ein „Schwindler". Heine's Nachäffer. Zwei Räuberromane. Herr Schund.

Bäuerle's Theaterzeitung erzählte einmal folgenden Schwank:

„In Köln existirt ein Gasthof zur Arche. Der Wirth, welcher — merkwürdig genug — Noah heißt, hat sein Hôtel ganz nach guter alter Weise eingerichtet: hier ist kein geschniegelter Wirth, welcher doppelte Kreide ansetzt, um Kleider aus Paris, Parfum in den Haaren und Prellerei im Herzen zu tragen; hier findet man keine aufgewärmte Speise, keinen getauften Wein; hier bekommt man keine moderne Rechnung, bei welcher dem armen Gaste die Augen übergehen. Hier ist

Alles gut und bequem und die Zeche so billig, daß jeder Reisende sich aus der Sündfluth der übrigen Gasthöfe in diese Arche zurücksehnt.

Das ist Alles recht schön, aber nicht wahr, denn solch ein Gasthof, wie der eben beschriebene, existirt nicht in Köln, wohl aber in Leipzig; doch heißt er nicht „Gasthof zur Arche" sondern „Hôtel de Bavière"; auch heißt der Wirth nicht Noah, sondern R—E—D—S—L—O—B.

Bei diesem Redslob, bei diesem Dalai-Lama, Groß-Kophta und Matador aller deutschen Gastwirthe, der mit Recht die letzte Sylbe seines Namens — Lob — verdient, war, wie ich schon im vorigen Kapitel erwähnt hatte, Herr Doctor Crocus, einer jener zweifelhaften, clairobscuren, europamüden soidisant Literaten eingekehrt, für die ein Leipziger Kaufmann, der selige A......h, den bezeichnenden Kunstausdruck „Schwindler" erfunden hat. Besagter Doctor Crocus war kein Anderer als unser guter Schobri.

Schobri hatte, bei seinem ersten Gastrollen-Cyclus in Pesth, einem der dortigen Schöngeister einen dicken Stoß höchst genialer Manuscripte entführt. Darunter befanden sich zwei Räuberromane — nicht schlechter, aber auch nicht besser als jene classischen Vorbilder, die der Fürst von Nordhausen verlegt hat — ein Paket Reiseskizzen und eine — tragikomische Puppen-Komödie. Diese Reiseskizzen waren ein Conglomerat von dummer Arroganz und arroganter Dummheit. Seitdem aber Heine's Reisebilder in der Lesewelt so vielen Anklang gefunden haben, glaubt jeder literarische Gamin, jeder schöngeistige Meschores, der einmal von Stolpen nach Danzig, oder von Leipzig nach Lützschena reist, berufen und berechtigt zu sein, Reise-Novellen herauszugeben. Aber die meisten, ja selbst die bessern dieser Herren Reiseskizzler, sind leider nichts als ungelenkige Nachäffer des originellen Heine, Nachtreter des stolzen Heinrichs. Zu diesen gehörte auch Herr W., der Verfasser jener Reiseskizzen, welche unser guter Schobri in Leipzig gern an den Mann bringen wollte.

— Können Sie mir einen guten Buchhändler empfehlen? fragte Doctor Crocus den freundlichen Herrn Redslob.

— Mit Hilfe des Wohnungs-Anzeigers kann ich Ihnen 120 empfehlen.

— Ich meine einen Verleger für meine Schriften, einen Verleger, welcher Geld und Unternehmungsgeist besitzt.

— Um Verleger dieser Art haben sich schon viele Schriftsteller bei mir erkundigt.

— Und welche Auskunft haben Sie ihnen gegeben?

Herr Redslob zuckte diplomatisch die Achsel.

— Schreiben Sie vielleicht dreibändige Romane? fragte er dann mit feingespitztem Lächeln.

— Dieses weniger, antwortete Doctor Crocus, etwas betreten.

— Welchen Genre bearbeiten Sie?

— Ich habe einen ganzen Stoß Reiseskizzen, eine Puppen-Komödie und zwei höchst interessante Räuberromane, die ich gern loswerden möchte.

— Räuberromane? Ist es erlaubt, Sie nach den Titeln zu befragen?

— Wilms der Zwiefach-Buckelige, oder das Gespenst in Kanonenstiefeln, so heißt der eine Roman ...

— Und der Andere? fragte Herr Redslob.

— Eps, der 777 mal gehängte Banditenchef, oder der schwarze Höllenhund von Mehadia.

— Da wüßte ich nur Einen — Herrn Ernst Schund.

— Schund? Schund? Was ist das für ein Mann?

— Ein ganz honnetter Mann, der aber ausschließlich nur Räuberromane verlegt.

— Hat er Geld?

— Wie Sand am Meere, erwiderte Redslob-Talleyrand.

— Schund? Ich habe diese Firma noch nie gehört.

— Und doch ist sie eine der ältesten! Schon 1669 soll in Leipzig eine Buchhandlung Schund existirt haben.

— Schund! Schund!! Ein höchst fataler Name!!!

— Wer wird sich an Namen stoßen? Mancher heißt Groß und ist klein, und Mancher heißt Klein und ist groß in seiner Art. Ich sage Ihnen, dieser Schund ist ein ganz respectabler Verleger.

— Nun, ich will hingehen!

— Thun Sie das, lieber Doctor! Sie werden es gewiß nicht bereuen, sagte Herr Redslob mit wahrhaft liebenswürdiger Ironie.

Doctor Crocus packte seine sämmtlichen Manuscripte zusammen und ließ sich dann einen Fiacre holen.

— Wohin? fragte der Kutscher.

— In die Schund'sche Buchhandlung.

Der Fiacre betrachtete den Fremden mit tiefsinnigstem Mitleid; dann gab er seinem dürren Gaule einen leichten Peitschenhieb und fuhr so langsam, als hätte er eine Leiche fortzuschaffen.

Zwanzigstes Kapitel.

Schund's Wohnung. Eine Fieber-Fantasie. Scala der berühmtesten Räuberromane. Die Heroen der deutschen Literatur. Anonymität. Klassification unserer Literatur. Die Herren einigen sich.

Herr Ernst Schund ist einer jener sechszig Buchhändler, die zwar kein Geld, aber auch keinen Unternehmungsgeist haben, jedoch dann und wann einen spottbilligen Räuber verlegen. Er ist einer jener Buchhändler, die ihre literarischen Markthelfer mit Wechseln abspeisen, zahlbar zwölf Monate nach Sicht, und die, wenn diese Frist endlich abgelaufen ist, den Louisd'or zu 6 Thaler 8 Groschen berechnen oder sechsmonatliche Prolongation verlangen. Der arme Autor, aus

zwei Uebeln das Kleinere wählend, nimmt den Louisd'or für 6 Thaler 8 Groschen und denkt bei sich: lieber doch etwas als gar nichts!

Der Name Schund hatte unsern Schobri mit schauerlicher Ahnung erfüllt. Mit peinlicher Herzensangst erstieg er die drei schmalen und selbst bei Tage stockfinstern Treppen. Urplötzlich erfaßte ihn ein namenloser Schreck, denn seine aufgeregte Fantasie glaubte einen zahllosen Trupp unheimlichen Räubergesindels vor sich zu sehen, das hier auf der Lauer lag, um ihm das Lebenslicht auszublasen. Auf jeder der 55 Stufen traten ihm die kettenbelasteten, blutgetränkten Manen der furchtbarsten Bösewichter aus dem Verlage der Herren Schund und Consorten entgegen.

Auf der untersten Stufe stand: „Der wandelnde Ahnherr, oder Alf von Schroffenfels mit dem blutigen Harnisch."

Auf der zweiten: „Der geheimnißvolle Greis in den Ruinen von Sagunt, oder schaudervolle Abenteuer eines jungen Spaniers."

Auf der dritten: „Francesco de Casteletto, der dankbare Banditenchef, oder das vereitelte Verbrechen im Schlosse Sorentino."

Auf der vierten: „Die mitternächtliche Erscheinung auf dem Gottesacker zu Veloni, oder der Liebesschwur bei der Todtenurne."

Auf der fünften: „Rudolf Ritter von Eberstein, der unschuldig Verfolgte, oder die enthüllten Geheimnisse der Ruinen der Schwarzburg."

Auf der sechsten: „Der blutige Geist um Mitternacht, oder der Seufzerthurm."

Auf der siebenten: „Der Todtenacker, oder das Bündniß des Brudermörders."

Auf der achten: „Odoardo Antonio, oder der Vatermörder."

Auf der neunten: „Der Calabrese, oder der schreckliche Frankenwürger."

Auf der zehnten: „Der geheimnißvolle Unbekannte, oder die Blutbrüder von Neapel.“

Auf der elften: „Der mordlustige Glacco und der edle Räuberhauptmann Ruperto.“

Auf der zwölften: „Diavoletto, der Schwarze von La Baggaria.“

Auf der dreizehnten: „Himlo Himlini, der Räuberhauptmann in Spanien mit seiner furchtbar gefürchteten Bande.“

Auf der vierzehnten: „Albertus von Arnstein, oder die Zigeunermutter des Harzwaldes.“

Auf der funfzehnten: „Franconi*) di Lavanti, oder der durch Leiden zur Freude eingegangene große Räuberhauptmann.“

Auf der sechzehnten: „Die Räuberbraut, oder Filippo der große Gebirgskönig.“

Auf der siebzehnten: „Silvio Utolini, oder der Schrecken Unter-Italiens.“

Auf der achtzehnten: „Sallo Sallini, der furchtbarste Räuberhauptmann in Italien und Böhmen.“

Auf der neunzehnten: „Ritter Otto von Keilfels der glückliche Abenteurer, oder Vater und Sohn in der Schürze.“

Auf der zwanzigsten: „Ritter Rinfred a Spada, Vater des Hasper a Spada, der edelste und tapferste Ritter seiner Zeit.“

Auf der einundzwanzigsten: „Sassina, der furchtbare Sarde in den Gebirgen von Lymbara.“

Auf der zweiundzwanzigsten: Testa Longa, das schreckliche Oberhaupt der Beati Paoli in Sicilien.“

Auf der dreiundzwanzigsten: „Arnold und Bruno von Heimburg, oder die Geächteten.“

Auf der vierundzwanzigsten: „Leonardo, Graf und Bandit, oder der Selbstmord am Grabe der Geliebten.“

---

*) Nicht zu verwechseln mit dem berühmten französischen Kunstreiter.
Anmerkung des Setzers.

Auf der fünfundzwanzigsten: „Teutewot der Ruhelose, oder die Verschwörung im Todtengewölbe.“

Auf der sechsundzwanzigsten: „Malowsky, oder die verschworenen Räuber in den polnischen Wäldern.“ („Höchst interessanter Räuberroman!“)

Auf der siebenundzwanzigsten: „Die räthselhafte Alte oder die Todtenhöhle bei Sievering.“

Auf der achtundzwanzigsten: „Berthold von Aarburg, oder die Schauderthat in der Todtengruft.“

Auf der neunundzwanzigsten: „Gabriele die Todtenbraut, oder das Bekenntniß in der Ahnengruft.“

Auf der dreißigsten: „Die wandernde Jungfrau von Blasko, oder die Versteinerten.“

Auf der einunddreißigsten: „Mourreaux, Frankreichs Schrecken, oder Thaten und Ende des größten Bösewichts.“

Auf der zweiunddreißigsten: „Markitta, die Räuberbraut, oder Foretto und seine gefürchtete Bande.“

Auf der dreiunddreißigsten: „Odoardo da Rasto, oder der kühne Seeräuber-Admiral.“

Auf der vierunddreißigsten: „Cesaro Leo der Wiedervergelter in den Apenninen, oder Edelmuth und Räubersinn.“

Auf der fünfunddreißigsten: „Der Rabenvater, oder Abenteuer eines Westphälingers.“

Auf der sechsunddreißigsten: „Ernst Gustavsohn, der edle Räuberhauptmann und das Oberhaupt einer Verbrüderung, der Rächer und Vertheidiger der Unschuld und Tugend im Königreiche der Scandinavier.“

Auf der siebenunddreißigsten: „Magnus Scelus, das ist der größte Bösewicht, der je gelebt, oder der Bluthund.“

Auf der achtunddreißigsten: „Keitel Fuchs, oder der Schrecken der Volksherrschaft.“

Auf der neununddreißigsten: „Marino Mariuari, oder der gläserne Sarg.“

Auf der vierzigsten: „Die Brüder, oder das blutige Gespenst auf Majolica.“

Auf der einundvierzigsten: „Eugenio Moroso, Hauptmann einer Räuberbande in Calabrien, dann Galeerensklave und endlich Sergeant-Major der Fremdenlegion in Algier.“

Auf der zweiundvierzigsten: „Der Gotsche und der Greif des Riesengebirges, oder der Kampf um die Herzogstochter.“

Auf der dreiundvierzigsten: „Rauschebart, oder der gleißende Wolf von Wunnenstein.“

Auf der vierundvierzigsten: „Die tanzenden Schädel am Rabensteine.“

Auf der fünfundvierzigsten: „Der schwarze Fabian, oder Ritter Dietrich von Strauchhelm und seine Genossen.“

Auf der sechsundvierzigsten: „Die Führer der schwarzen Rotte, oder die Todtenschenke.“

Auf der siebenundvierzigsten: „Die blutende Nonne, oder die Erscheinung um Mitternacht in der Schauerhöhle.“

Auf der achtundvierzigsten: „Urach der Schwarze, oder der Himmelsfürst.“

Auf der neunundvierzigsten: „Krukko der Schöne, oder der wilde Räuberhauptmann.“

Auf der fünfzigsten: „Pedro Pedrillo, oder der fürchterliche Räuberhauptmann in den spanischen Gebirgen.

Auf der einundfünfzigsten: „Leo der blutende Kosak.“

Auf der zweiundfünfzigsten: „Gobertino der fluchwürdigste aller Räuberchefs.“

Auf der dreiundfünfzigsten: „Rinaldo Rinaldini, der große Räuberhauptmann.“

Auf der vierundfünfzigsten: „Lionardo Montebello*), oder der Carbonari-Bund.“

Auf der höchsten Stufe lauerte mit gezücktem Dolche

---

*) Nicht zu verwechseln mit dem berühmten Champagnerhause.

Anmerkung des Correctors.

Schobri's Spiegelbild, sein zweites Ich: „Schobri, der Räuberhauptmann in Ungarn."

Zu beiden Seiten der Treppen sah er ein Spalier, gebildet aus den berühmtesten Dichtern der berühmtesten Räuber-Romane; hier leuchteten in der blendendsten Glorie die größten Heroen der deutschen Literatur, die ehrwürdigen Herren J. G. Barda, F. Bartels, G. Bertrant, G. F. Busch, L. Dellarosa, C. F. Fröhlich, T. Gräber, A. F. Leibrock, J. A. Mannbach, G. Otto, C. Riemann, L. Scoper, K. von Thal, F. Thalheim, J. K. von Train, A. Wollheim und L. Zznafer, Männer, Heroen, Halbgötter, die ihre Namen mit unauslöschlicher Dinte in die Strazze der Unsterblichkeit eingetragen haben.

Zitternd und zagend, geblendet vom Nimbus dieser zahllosen Berühmtheiten, blickte Schobri zu der schwindelnden Höhe dieser unvergänglichen Walhalla des literarischen Nachruhms empor. Scheu und ängstlich preßte er sich durch die dichten Gruppen der berühmten Räuberhorden.

Oben angekommen, fragte Signor Rinaldo Rinaldini.

— Wer da?

— Doctor Crocus.

— Woher?

— Aus dem Hôtel de Bavière.

— Wohin?

— Zum Buchhändler Schund.

— Zweite Thür rechts, sagte sein Ebenbild.

Schobri krümmte den Mittelfinger seiner linken Hand und klopfte damit leise und schüchtern an die ehernen Pforten des ewigen Nachruhms.

— Herein! rief Herr Ernestus Schund.

Der Eintretende machte eine vornehme Verbeugung.

— Wer sind Sie? fragte Herr Schund.

— Ich bin Doctor Crocus aus Dresden.

— Was wünschen Sie?

— Ich wünsche mit Ew. Wohlgeboren in Verbindung zu treten.

— Sie kommen für dieses Jahr zu spät. Ich habe bereits so viel unternommen, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht. Ueberdem höre ich Dero werthen Namen heute zum ersten Male. Sie haben, so viel mir bekannt ist, noch Nichts herausgegeben.

— Sie irren, Herr von Schund, ich habe bereits zweiundsiebenzig Bände erscheinen lassen.

— Unter Ihrem Namen?

— Die meisten habe ich anonym herausgegeben.

— Und warum?

— Weil dies jetzt zum guten Ton gehört. Ein Buch, das heutzutage Glück machen soll, muß ohne Namen des Verfassers erscheinen. Der Verleger verbreitet alsdann das Gerücht, der Autor dieses „herrlichen Werkes" sei ein Mann aus den glänzendsten Kreisen des **schen Adels oder, noch besser, eine hochgestellte Dame. Das leichtgläubige Publikum, das oft noch viel Dümmeres glaubt, rathet nun hin und her. Der Eine erkennt in jeder Zeile den Fürsten P., der Andere in jedem Satze die Frau von O. P. Q. Ach, welch' ein Buch! schreit alle Welt. Das müssen Sie lesen! Das muß man sagen, diese Grafen und Fürsten schreiben doch ganz anders wie so ein Bürgerlicher! Die deutsche Literatur zerfällt nach meiner Ansicht in vier Sippschaften:

1. In die wohlgeborene
2. In die hochwohlgeborene
3. In die hochgeborene und
4. In die durchlauchtigste

} Literatur.

Zur ersten Klasse gehören die bürgerlichen, zur zweiten, dritten und vierten: die Freiherren, die Grafen und die Fürsten. Wären z. B. Ida Hahn-Hahn oder Herr von Pückler blos wohlgeborene Genies, dann würde kein Hahn um sie krähen; da die Eine aber Gräfin und der Andere sogar Fürst ist, so findet die Masse der Leser aus angeborenem Respekt selbst das

Fadeste, was diese Dame im Czako und dieser Herr im Tüllhäubchen schreibt, ganz außerordentlich geistreich. Ein Buch, das heutzutage einiges Interesse erregen soll, muß, ich wiederhole es, anonym erscheinen, damit man dem einfältigen Publikum vorschwatzen kann, daß eine hochgeborene oder gar durchlauchtige Feder sich huldreich bewogen gefühlt habe, ein Schärflein zur Erheiterung der heißhungrigen Lese-Canaille beizutragen. Erst hinterher darf ein auf diese Weise angeführter Gimpel erfahren, daß diese Frau von A. B. C. eine cidevant Hebamme und daß dieser Graf X. Y. Z. ein alberner A. B. C. Schütz oder sonst etwas ist.

Schobri wußte diesem Schund dergestalt zu imponiren, daß er vor Bewunderung Maul und Nase weit aufriß.

— Ich habe hier, fuhr Doctor Crocus fort, ein Paar Bände Reiseskizzen und zwei ausgezeichnete Räuberromane.

— Räuberromane? Darf ich nach den Titeln fragen?

— Wilms, der zwiefach Buckelige, oder das Gespenst in Kanonenstiefeln, und Eps der 777 mal gehängte Banditenchef, oder der schwarze Höllenhund von Mehadia.

— Nicht übel, sagte Herr Schund, sich stillvergnügt die Hände reibend. Haben Sie sonst noch etwas vorräthig?

— Dann hab' ich hier noch ein tragikomisches Puppenspiel „Doctor Däumling", ein Seitenstück zu Goethe's Faust? Sie kennen ihn doch?

— Wen? fragte Schund.

— Goethe's Faust.

— Habe nicht die Ehre. Ich lese blos das, was in meinem Verlage erscheint, und habe daran vollkommen genug.

— Das glaube ich Ihnen, Herr von Schund. Wieviel Honarar bezahlen Sie für den Druckbogen?

— Einen Thaler, einen Thaler 10—14 Groschen, auch 2 und 2½, mitunter, aber freilich nur höchst selten, sogar 3 Thaler.

— Und finden Sie Leute, die sich mit so kleinen Honoraren abspeisen lassen?

— Genug, genug! rief Herr Schund mit stolzem Bewußtsein.

— Arme Lastthiere! seufzte Schobri. Nun, wären Sie wohl geneigt, diese fünf Bände in Verlag zu nehmen?

— Es kommt darauf an, wieviel Sie dafür verlangen.

— Sind vier Louisd'or zu viel?

— Für den ganzen Band?

— Nein, für jeden einzelnen Bogen, meinte Doctor Crocus.

Schund wog das Packet auf der flachen Hand und bot ihm endlich 125 Thaler.

Da die Manuscripte für Schobri nicht den geringsten Werth hatten, so sagte er:

— Es sei! Sie sollen sie dafür haben. Wann aber erhalte ich das Honorar?

— In zwölf bis vierzehn Monaten. Das ist einmal so bei uns eingeführt.

— Ich aber kann Ihnen diese fünf Bände für ein so spottbilliges Honorar nur unter der Bedingung ablassen, daß das Honorar sofort ausbezahlt wird.

— Unmöglich, Herr Doctor!

— Dann muß ich mich freilich an einen Andern Ihrer 120 Collegen wenden.

Herr Schund, der sich namentlich von den beiden Räuberromanen großen Absatz versprach, wog noch einmal die Schwere des ganzen Manuscripts und überlegte, ob er es kaufen solle. Unschlüssig befragte er die Knöpfe seiner Weste, die bei ihm in zweifelhaften Fällen die Stelle des Orakels vertrat. Die Weste, die er an jenem Tage trug, hatte sieben Knöpfe, und da der siebente Knopf die Frage an das Schicksal, ob Schund das Manuscript behalten solle, bejahte, so war er nun entschlossen, den Handel einzugehen. Zum Glück war er auch weit mehr als gewöhnlich bei Kasse, denn kurz vorher hatte er ein Achtel von einem Loose gewonnen, das mit einem Gewinnne von 1000 Thalern herausgekommen war.

— Es ist zwar mein Grundsatz, sagte der honnette Schund, jedes Werk, das ich in Verlag nehme, nur mit zwölf- bis vierzehnmonatlichen Wechseln zu bezahlen. Da ich aber vermuthe, daß Sie Geld brauchen, so will ich diesmal eine Ausnahme machen und Ihnen das Honorar sofort in baarem Golde ausbezahlen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie mir Alles zusammen für hundert Thaler ablassen.

— Fort mit Schaden, sagte Doctor Crocus.

Schund zahlte ihm fünfzehn Louisd'or auf den Tisch.

— Hier, verehrter Herr Doctor, sind hundert Thaler.

— Nach meiner Berechnung sind es erst zweiundachtzig.

— Sie werden doch wenigstens die Billigkeit haben, den Louisd'or zu 6 Thaler 20 Silbergroschen anzunehmen?

— Auch gut, sagte Schobri, nahm die fünfzehn Louisd'or und empfahl sich.

— Zwei Bände Reiseskizzen, zwei Bände Räuberromane und eine Puppenkomödie „Doctor Däumling", also drei Louisd'or für jeden Band. Geld genug, meinte Schund und übergab noch an demselben Tage sämmtliches Manuscript der Druckerei in Schkeuditz.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein Intermezzo. Herr Amandus Süßholz und Jungfrau Barbara. Nepomuk Kampfer. Erbsen und Sauerkraut. Die verhängnißvolle Schachparthie. Ein schreckliches Impromptu. Der Provisor ergreift die Flucht und wird gleichfalls Räuber.

Mein Leser gestatte mir, einen Auszug aus jenen Reiseskizzen, die Herr Schund erstanden hatte, als Intermezzo mitzutheilen.

In Oels, einer kleinen schlesischen Provinzialstadt, vier Meilen von Breslau, existirt eine Apotheke, genannt zur „goldenen Pille." Der Besitzer dieser Apotheke, Herr Amandus Süßholz, ist ein jovialer Witwer, außerdem Stadtverordneter, ein Ehrenamt, worauf unser Pillendreher nicht wenig stolz ist, und noch obendrein Präses des Räthselklubbs, den er vor vierzig Jahren gegründet hatte, der noch jetzt besteht und sich an dem Tage versammelt, wo fast in jeder deutschen Stadt das Nationalessen der Deutschen — ich meine Sauerkraut und Erbsen — gegessen wird.

Herr Amandus Süßholz, Besitzer der „goldenen Pille", Stadtverordneter und Präses des anno 1796 von ihm gegründeten Räthselklubbs, hatte zwei Ehehälften gehabt. Die Erste, Ursula Schwalbe, war die Tochter des Thierarztes, eines der ersten Honorationen der guten Stadt Oels; die Zweite, Judith Trampel, war die Mündel des Stadtphysikus. Diese war am Magenkrebse, Jene an einem Krebsschwanze gestorben, der ihr unrecht in die Kehle gekommen war.

Herr Amandus Süßholz, Besitzer der „goldenen Pille", Stadtverordneter und Präses des anno 1796 von ihm gestifteten Räthselklubbs, hatte von der ersten Ehehälfte, die am Krebsschwanze gestorben war, ein junges, liebes, aber etwas schnippisches Töchterlein. Sie hieß Barbara und hatte die schönsten blauen Augen, die in Oels und in seinem dreimeiligen Umkreise jemals zum Vorschein gekommen.

Barbara, der verhätschelte Liebling des Besitzers der „goldenen Pille", liebte einen jungen, äußerst schüchternen Menschen, den die Natur schon in der Wiege zum Apothekerstande bestimmt zu haben schien, denn er hieß Kampfer und mit dem Vornamen Nepomuk. Er war der einzige Sohn eines Thierausstopfers und Ehrenmitglieds des Räthselklubbs.

Nepomuk Kampfer, seit drei Jahren der erste und einzige Gehilfe der Apotheke zur „goldenen Pille" liebte die Jungfrau Barbara Süßholz mit jener echt kleinstädtischen Aengstlichkeit, die nur mit Beben ihr schüchternes Auge zu der Toch-

ter eines Vaters erhob, der nicht nur sein Prinzipal, sondern auch Stadtverordneter und Präses des anno 1796 von ihm gegründeten Räthselklubbs war; d. h. er liebte sie niemals in Gegenwart des Vaters, sondern dann nur, wann dieser Abends auszugehen pflegte. Leider geschah dies aber nicht mehr als einmal in der Woche und zwar an jenem Tage, an welchem es Sauerkraut und Erbsen gab und Abends mit dem Glockenschlage Fünf der Räthselklubb im Wirthshause zum weißen Mohren zusammenkam. — Es wird Leute geben, die nicht begreifen werden, wie Jemand auf den Einfall gerathen kann, einen weißen Mohren zur Flagge seines Biertempels zu machen; aber diese Leute müssen bedenken, daß Oels eine durch und durch originelle Stadt ist, die sich in Widersprüchen gefällt. So giebt es dort eine rothe Gans, einen grünen Ochsen und einen blauen Bären und mehr dergleichen Thiere, aus welchen die moderne Mythologie der deutschen Kleinstädter besteht.

So kam es, daß Kampfer sich auf keinen Tag der ganzen Woche so sehr als auf den Donnerstag freute, weil er Mittags Erbsen und Sauerkraut, und Abends, wenn sein Principal sich im Räthselklubb befand, einen zuckersüßen Kuß vom Munde seiner Geliebten bekam. Der Türke feiert seinen Sonntag an einem Freitag, der Jude an einem Sonnabend und Nepomuk Kampfer, der übrigens ein gottesfürchtiges Christenkind war, an einem Donnerstag; an diesem Tage zog er reine Wäsche an, stand zehn Minuten länger als gewöhnlich vor dem Spiegel, um eine Halstuchmasche in Form einer Rose — eine Mode, die, obgleich aus dem fashionablen Moden-Codex längst verbannt, in Oels noch immer sehr en vogue ist — zu Stande zu bringen und sein Haar ein wenig mit Rosenpomade zu salben, die ihm nichts kostete, weil er sie selbst zubereitete.

So war denn wieder einer jener glücklichen Donnerstage gekommen, die Nepomuk Kampfer immer mit so großer Ungeduld erwartete.

Der Provisor der „goldenen Pille“ stand schon seit sieben Uhr Morgens im Laden und las, da er nichts zu thun hatte, die schlechte Uebersetzung eines guten Romans von Paul de Kock, den unser Kampfer sehr lieb gewonnen hatte. Nepomuk, seit drei Jahren ein Abonnent der Leihbibliothek, die dicht neben der „goldenen Pille“ lag, hatte während dieser Zeit alle Romane des Herrn Paul de Kock, von denen nämlich eine deutsche Uebersetzung existirt, mit wahrem Heißhunger verschlungen und manchen Roman wohl fünf und sechsmal gelesen und über die spaßigen Einfälle seines Lieblingsautors immer wieder so herzlich gelacht wie das erste Mal.

Er las eben die Geschichte jenes verschmitzten Handlungsreisenden, der, die Rolle eines russischen Grafen spielend, eines Abends die Gesellschaft eines Pariser Rentiers verläßt und dem mürrischen Portier, der ihm das Hausthor öffnet, aus Mangel an Geld eine beinerne Whistmarke in die Hand drückt. Der Portier denkt, der Graf habe sich nur vergriffen; als aber der gute Mann am folgenden Abend ihm wieder eine beinerne Whistmarke in die Hand drückt, murmelt der Portier mürrisch vor sich hin: das muß ein schönes Land sein, wo die Grafen beinerne Trinkgelder geben!“ Nepomuk will platzen vor Lachen, da öffnet sich die Thür, und ein Mann, dem man hundert Schritte weit ansieht, daß er ein Zerstreuter ist, tritt in die Apotheke ein und fragt:

— Haben Sie den neuen Roman des Herrn Lewald?

— Nein, aber mit Rhabarber kann ich aufwarten.

— Ah, entschuldigen Sie; ich glaubte in der Leihbibliothek zu sein.

— Die ist dicht nebenan.

— Ich danke Ihnen, sprach der Zerstreute, verfügte sich in die Leihbibliothek und fragte dort:

— Haben Sie Rhabarber?

— Nein, so eben aber habe ich den neuen Roman des Herrn Lewald erhalten.

— Ah, entschuldigen Sie; ich glaubte, in der Apotheke zu sein.

— Die ist dicht nebenan.

Fünf Minuten später brachte ein Dienstmädchen zwei Recepte.

— Kann ich darauf warten? fragte sie.

— Wenn sie ein Paar Minuten Zeit hat.

— O ja, antwortete das rothbackige Ding.

Kampfer machte erst die eine, dann die andere Medicin und band an jedes der beiden Fläschchen die Etikette an: das Eine war eine Tinctur zum Einnehmen, das Andere eine Essenz zum Riechen. Nepomuk, dessen Gedanken sich noch immer mit dem mürrischen Portier und den beinernen Trinkgeldern beschäftigten, verwechselte die beiden Fläschchen und heftete auf das Riechmittel die Etikette der Tinctur, und auf die Tinctur die Etikette des Riechmittels. Der arme Patient hat also wahrscheinlich an der Tinctur blos gerochen und vom Riechmittel, laut der Verordnung auf der Etikette, stündlich zehn Tropfen eingenommen. Wenn diese Verwechslung dem Kranken übel bekommen ist, so haben es Herr Paul de Kock und seine beinernen Trinkgelder zu verantworten.

Mit dem Glockenschlage Zwölf rief Herr Amandus Süßholz seinen Provisor zu Tische. Herr Nepomuk trat schüchtern ins Speisezimmer, näherte sich der Jungfrau Barbara, erfaßte zitternd ihre Hand und sprach:

— Guten Morgen, Mademoiselle.

— Guten Morgen, Herr Nepomuk, erwiderte die Jungfrau.

Darauf setzten sich Vater, Tochter und Provisor zu Tische.

Der Besitzer der „goldenen Pille“ schien heute sehr gut aufgelegt. Nach der Suppe sagte er zu seinen beiden Tischgenossen:

— Heute, meine Lieben, ist ein höchst wichtiger Tag, das Stiftungsfest des anno 1796 von mir ins Leben gerufenen Räthselklubbs. Heute versammeln sich die sämmtlichen Mitglieder desselben, heute wird aus ihrer Mitte ein neuer Ar-

chwar erwählt, heute, wie an jedem Stiftungstage, gebe ich, der Stifter und lebenslängliche Präses des Klubbs, den Mitgliedern eine Nuß, härter als Jene, welche Sphynx dem Oedipos und Turandot dem Prinzen Timur zum Knacken gab, ein Preisräthsel auf, dessen erster Löser von mir, nach §. 8 der Statuten vom 18. September 1796, eine Braunschweiger Wurst, ein Pfund Lakritzen und einen Wachsstock erhält. Ich habe ein Räthsel ersonnen, ein Räthsel . . .

— Bitte, bitte, lieber Vater, laß es doch auch uns hören!

— Ei warum nicht? Ihr Beide löst's ja doch nicht auf. Also hört und staunt: Ein Wort von vier Silben: die erste Silbe ein Buchstabe, die zweite ebenfalls ein Buchstabe, die dritte gleichfalls ein Buchstabe, die vierte endlich auch nur ein Buchstabe.

— Und das Ganze? fragte Barbara voll Neugier.

— Vier Geschwister, so alt als die Welt.

— Ach, das sind gewiß die vier Jahreszeiten, rief Barbara.

— Nein, Kind, gieb Dir keine Mühe; das errathest Du doch nicht.

— Und wenn ich's dennoch errathe?

— Dann kannst Du Dir eine Gnade von mir erbitten.

— Und wird Vater sie mir auch gewähren? fragte die Jungfrau mit einem Blick auf Nepomuk.

— Verlasse Dich darauf.

— Nun gut! Noch heute, Väterchen, sag' ich Dir die Auflösung.

— Schön, mein Kind, sprach der Apotheker.

Gleich darauf kam Barbara's und Nepomuk's Lieblingsessen: Erbsen und Sauerkraut.

Die Liebenden entwickelten einen himmlischen Appetit. Es schien, als ob sich zwischen Beiden stillschweigend ein edler Wettstreit entsponnen hätte, wer von diesem gefährlichen Gemüse mehr vertilgen könne. Doch als Barbara schon ganz gesättigt war, entfaltete Nepomuk, der ein Weilchen ausgeruht

hatte, die ganze Kraft seines Magens und verschlang — hört, hört! — noch zwei ganze Teller voll Erbsen und Sauerkraut. Armer Nepomuk, wenn Dir das blähende Gemüse nur gut bekommt, ich fürchte, ich fürchte ...

— Gesegnete Mahlzeit, sprach der Apotheker, sich vom Tisch erhebend, jetzt will ich, wie gewöhnlich, mein Mittagschläfchen halten. Ihr könnt unterdessen — ich sehe das gern — eine Partie Schach mit einander spielen. Das Spiel schärft den Verstand und giebt dem Magen Muße zur Verdauung.

— Der Herr Stadtverordnete haben vollkommen Recht, erlaubte sich der Provisor zu bemerken.

Und Barbara holte das Schachbrett herbei. Der alte Apotheker nahm einen Fliegenwedel, um die lästigen Geschöpfe von sich abzuwehren, setzte sich auf den Großvaterstuhl und zog die buntcarrirte Nachtmütze tief über die Augen.

Die beiden Liebenden hatten noch nicht alle Steine aufgestellt, als der Besitzer der „goldenen Pille" bereits harmonisch zu schnarchen anfing.

Während des Spieles lispelte Nepomuk im überströmenden Gefühle seines Glücks:

— Ach, Barbara, wenn Sie wüßten ...

— Was denn, Nepomuk?

— Wenn Sie wüßten, was mir in vergangener Nacht von Ihnen geträumt hat ...

— Sie haben von mir geträumt? fragte Barbara mit jungfräulichem Erröthen.

— Ja, Barbara, ich bin so frei gewesen, von Ihnen zu träumen. Ach, es war ein schöner Traum, sprach der Provisor und begleitete seine Rede mit einem Seufzer, stark genug, um damit eine Doppelthür zu sprengen.

— Wie kann man so ungestüm seufzen! Nehmen Sie sich hübsch in Acht, guter Nepomuk. Vater hat einen leisen Schlaf, wie Sie wissen. Noch solch einen Seufzer und Vater

erwacht! Doch damit ich's nicht vergesse, ich bitte, erzählen Sie mir Ihren Traum.

— Barbara, das geht nicht.

— Warum nicht, guter Nepomuk?

— Ich schäme mich, sprach der schüchterne Kampfer und bedeckte sein Gesicht.

— Wie kann ein junger Mann so ängstlich sein? Ist es denn gar so schlimm, was Sie von mir geträumt haben?

— Ach nein, Barbara; wie können Sie nur glauben, daß ich mich unterstehen würde, etwas Unanständiges von Ihnen zu träumen?

— Also dürfen Sie's wohl auch erzählen.

— Nein, Barbara, nein, ich schäme mich.

— Nepomuk, Sie betragen sich wie ein Kind. Erzählen Sie mir Ihren Traum oder machen Sie sich darauf gefaßt, daß ich Sie nicht mehr ansehe.

— Das wolle der liebe Gott verhüten!

— Also Muth gefaßt!

— Mir träumte, ich wäre plötzlich krank, recht krank geworden. Der Arzt, den Ihr Vater, der Herr Stadtverordnete, rufen ließ, verschrieb mir eine Medicin, eine Medicin, — Ihr Vater, der Herr Stadtverordnete, hatte sie mit höchsteigener Hand zubereitet — bitterer als Galle und Koloquinten. Ich verschluckte den ersten Löffel, den Ihr Vater, der Herr Stadtverordnete, mir in den Hals goß, und schnitt ein Gesicht, ein Gesicht ...

— Das ich wohl hätte sehen mögen, kicherte Barbara.

— Nach Verlauf von zwei Stunden — ach, Barbara, sind Sie auch nicht böse darüber? — traten Sie vor mein Bett, fragten mich, ob ich noch so starke Leibschmerzen hätte und ... und ...

— Und was denn? fragte Barbara auf's Höchste gespannt.

— Und gaben mir ...

— Was gab ich Ihnen?

— Ach, das ist es eben, was ich mich schäme, Ihnen zu sagen ...

— Doch nicht etwa ein ...

— O nein, nein, Barbara, fiel ihr der Provisor rasch ins Wort.

— Also was gab ich Ihnen?

— Sie gaben mir — o himmlische Güte und weibliche Herabgelassenheit! — einen ...

— Einen???

— Einen Löffel Medicin.

— Weiter nichts? fragte Barbara, die ganz etwas Anderes erwartet hatte.

— Ach, war das nicht schon genug? Und stellen Sie sich vor, Barbara, die Medicin, die das erste Mal, als Ihr Vater, der Herr Stadtverordnete, sie mir gereicht, bitterer als Galle und Koloquinten geschmeckt, mundete mir, von Ihrer Hand eingegeben, süßer denn Honig und Manna, und von diesem Augenblick war ich wieder gesund.

— Ach, Sie guter, guter Nepomuk! flüsterte Barbara und drückte ihm zärtlich die Hand.

Das Spiel war im besten Zuge, als Freund Nepomuk plötzlich ernst zu werden begann und sich unruhig auf dem Rohrstuhle hin- und herdrehte.

Barbara, die diese Unruhe Anfangs nicht bemerkt hatte, sagte zu ihm:

— Wenn mir der Himmel das Glück verleiht, daß ich des Vaters Räthsel löse — und ich hoffe es wohl im Stande zu sein — dann trete ich vor ihn, mahne ihn an sein Versprechen, mir eine Gnaden ausbitten zu dürfen, und begehre dann, daß er mir erlaube, Sie zu heirathen ... aber mein Gott, was haben Sie denn gemacht, Nepomuk? Sie werden ja plötzlich so bleich, Nepomuk? Was fehlt Ihnen denn, lieber Nepomuk?

— Nichts, nichts, entgegnete der Provisor, die Lippen krampfhaft zusammenkneifend.

— Sind Sie unwohl? fragte sie besorgt.

— Nein, Barbara, nein, das Spiel greift mich heute etwas mehr als gewöhnlich an.

— Armer Nepomuk!

Er that einen Zug und sagte:

— Schach der Königin!

Doch in demselben Augenblick geschah, was er längst befürchtet hatte. Wie wahnsinnig, zerstört und leichenblaß, stürzte er zur Thür hinaus.

Zwei Stunden später verfügte sich Herr Amandus Süßholz, Besitzer der „goldenen Pille", Stadtverordneter und Präses des 1796 von ihm gegründeten Räthselklubbs, in großmöglichster Galla zum festlich geschmückten Sitzungssaale des weißen Mohren.

Als er gegen Eilf in seine Wohnung heimkehrte, kam ihm Barbara entgegen.

— Väterchen, Väterchen, rief sie, ich habe Dein Räthsel gelös't.

— Und die Auflösung? fragte der Herr Stadtverordnete mit catonischem Ernste.

— Heißt L. M. N. T. (Elemente).

— Gerathen, Barbara.

— Darf ich mir nun die Gnade erbitten?

— Bitte, mein Kind!

— Väterchen, liebes Väterchen, darf ich dem Nepomuk meine Hand reichen? fragte Barbara, ihr Lockenköpfchen an seine Schulter lehnend und ihm zärtlich das Kinn streichelnd.

— In Gottes Namen!

Und Barbara fiel ihrem Vater um den Hals und benetzte sein gefaltetes Jabot mit Thränen der heißesten Rührung.

— Aber Nepomuk? hör' ich fragen.

Der Arme kam nicht wieder und Niemand wußte wo er hingekommen war. Die Einen sagen, er sei gleich nach jenem unglücklichen Impromptü ins Wasser gesprungen, Andere meinen, er habe sich mit Arsenik vergiftet, noch Andere wollen in Erfahrung gebracht haben, er sei bald darauf aus Verzweiflung unter die Schauspieler gegangen und wäre ein berühmter Komiker geworden. Das Eine ist eben so unwahr als das Andere. Nepomuk Kampfer gerieth seit jenem verhängnißvollen Extempore auf allerhand Abwege, floh nach Böhmen und schloß sich dort einer Räuberbande an. Viele wollen aus genauer Quelle wissen, der harmlose Apotheker-Gehilfe sei Räuberhauptmann geworden und habe später den Namen „Babinsky" angenommen.

Ja, ja, kleine Ursachen haben oft große Folgen!

Vierzehntes Kapitel.

Schund's Verzweiflung. Der Tölpel von Bagdad. Verwunderung des Fürsten W. Die Pesther Zeitung und die falsche Nachricht. Schobri's Brief an Madame Fenchel.

Schobri begab sich, nachdem er die gestohlenen Manuscripte untergebracht hatte, von Leipzig direct nach Paris.

Erst durch den Factor der Druckerei erfuhr der Buchhändler Schund, daß sämmtliches Manuscript, das der Doctor Crocus ihm verkauft hatte, weiter nichts als wörtliche Abschriften von ***'s Reisebildern und Dellarosa's Räuberscharteken, die tragikomische Puppen-Komödie „Doctor Däumling" aber nichts weiter als eine Abschrift von Goethe's „Faust" gewesen sei.

Schund riß sich sämmtliche Haare aus und trägt seitdem eine Perücke.

Der Wirth der „Stadt Babylon", der vierzehn Tage in der Einbildung gelebt hatte, Freimaurer zu sein, kam dadurch in schreckliche Verlegenheit. Eines Tages, als der Fürst von W. bei ihm eingekehrt war, fragte er den Kammerdiener des hohen Reisenden, ob sein Herr auch Freimaurer sei? Ja wohl, sagte der Diener.

Als der Fürst, erzählt ein Freund, welcher Zeuge dieses Auftritts gewesen war, mit seiner ganzen Familie beim Souper saß, erschien der Wirth, stellte sich Sr. Durchlaucht gegenüber und machte all' jene Grimassen durch, die ihm der Meister vom Stuhle der Großloge zu den drei flammenden Korkstöpseln in Epernay als Erkennungszeichen angegeben hatte.

Einige Minuten lang sah der Fürst dem verrückten Gesichter-Schneiden des Gastwirths voll Verwunderung zu, endlich aber klingelte er und sagte zum herbeieilenden Kammerdiener:

— Dieser gute Mann scheint verrückt zu sein. Man werfe ihn zur Thür hinaus!

Und das geschah denn auch.

Seitdem glaubt der Tölpel von Bagdad freilich nicht mehr, daß er Maurer sei.

Zwei Tage nach Schobri's Ankunft in der Seinestadt, las er „im Constitutionnell" unter der Rubrik „petit faits" folgende Nachricht:

Die Pesther Zeitung berichtet: „Gestern, am 8. Dezember, ist der berüchtigte Räuberhauptmann Schobri in Fünfkirchen gehenkt worden."

— O Gerechtigkeit, rief er aus, wie blind bist Du! Am 8. Dezember 1838 glaubst Du mich gehangen zu haben und heute am 12. Januar 1839 sitze ich in Paris im Hôtel de Prince im Schooße Abrahams und schreibe an „Madame Fenchel" nach Karlsbad:

Geliebte Seraphine!

Gestern Abend bin ich glücklich in Paris angelangt. Mit Sehnsucht erwarte ich nun Deine Ankunft. Wir wollen von hier nach Algier gehen und dort eine Spielbank gründen. Eile so schnell als möglich in die Arme Deines Dich zärtlich liebenden

Ignaz Rockerl, genannt Schobri.

P. S. Die Zeitungen haben das Gerücht ausgesprengt, ich sei gehangen worden. Ich bitte Dich, glaub' nicht daran!

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.